



Schlesische Monatshefte

Blätter für nat. soz. Kultur des deutschen Südostens.
November 1936

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

13. Jahrgang

November 1936

Nummer 11

Aus dem Inhalt

Prof. Dr. Walz: Zum Geleit * 125 Jahre Schlesische
Friedrich-Wilhelms-Universität * Heinz Günther Orlaß:
Die Universität als Kunstwerk * Wolfgang Schwarz:
Lebendige Wissenschaft * Heinz Lange: Universität und
Vierjahresplan * Dr. M. Staemmler: Medizinische
Wissenschaft und ärztliche Kunst * K. Gaze und A. Roth:
Studien zur Umgestaltung der Breslauer Universität *
Fritz Bracht, Gauleiter = Stellvertreter: 3 Jahre „Kraft
durch Freude“ * Ernst Obst, Gauwart der NS-Gemein-
schaft „Kraft durch Freude“: 27. November Betriebsappell!
* Hans Helt: Feierabend mit „Kraft durch Freude“ *
Hans-Georg Rehm: „Kraft durch Freude“ im Buch *
Dr. Moldenhauer: „Kraft durch Freude“ im Fremden-
verkehr * Jörg Breuer: Das große und das kleine Welt-
theater * Georg Meichsner: Schlesischer Literaturspiegel

Die Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität will ihr 125jähriges Jubiläum nicht mit einem beschaulichen Rückblick, sondern mit der Verpflichtung für neue große Zukunftspläne feiern. Die geistige Arbeit drückt unserer Universität den Stempel auf. Diese Bestimmung ist es, die uns mit dem gesamten arbeitenden deutschen Volk aufs engste verbindet. Wir wissen, daß im neuen Reich die Trennungen, wie sie im 19. Jahrhundert entstanden sind, nicht mehr bestehen, wir wissen aber auch, daß die uns gestellte Aufgabe Ansprüche auf höchste Leistungen erhebt. Eine besondere Freude ist es für uns, daß wir mit den großen baulichen Plänen der Erweiterung nicht nur den unmittelbaren Forschungs- und Lehraufgaben unserer Universität, sondern gleichzeitig der umfassenden großen Aufgabe der Arbeitsbeschaffung für das ganze deutsche Volk dienen.

Ich freue mich, bei den „Schlesischen Monatsheften“ so warmes Interesse für unsere Ziele gefunden zu haben.

Walz

Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität

125 JAHRE

Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität

Nabe dem Mittelpunkte großstädtischen Lebens, nicht weit von dem prachtvollen Kulturdenkmal der schlesischen Hauptstadt, dem Breslauer Rathause, liegt die Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität, die in den ersten Tagen des Novembers ihr hundert-fünfundzwanzigjähriges Bestehen feiert. Weithin leuchtet der eindrucksvolle Bau in seinem hellen Kleide. Am linken Ufer der Oder entwickeln sich seine gewaltigen Fronten, durchbrochen nur von dem Kaisertor, durch welches das Leben pulst.

Wie jedes Bauwerk, das sich der Formwille des Menschen errichtete, steht die Universität als Zeugnis und als Dokument dieses seines Willens in der vollen Öffentlichkeit des Lebens, sichtbar allen Augen, unsere Umwelt bestimmend. Der Bau ist Gestalt und Denkmal einer Zeit, die ihn hervorbrachte, und er wirkt nun, da diese Zeit um ist, anders und nun selbst gestaltend.

Und so ist uns die Lage der Universität Symbol: Mitten in das Leben gestellt, täglich an den Auseinandersetzungen dieses Lebens beteiligt, nicht abgewandt und unberührt vom Strome der Zeit, sondern ausgerichtet nach ihm wirkend — eine wahre Stätte deutschen Geistes.

Friedrich Wilhelm III. bestimmte durch seine Kabinettsorder vom 24. April 1811 die Errichtung einer Universität in Breslau, und schon am 20. Oktober wurde die Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität feierlich eröffnet. Damit war ein weit zurückreichender Lieblingswunsch der Schlesier in Erfüllung gegangen. Es mögen die mannigfaltigsten Einflüsse gewesen sein, die später dazu beitrugen, daß Schlesien aus seiner Zurückgezogenheit immer mehr hervortreten konnte. Einer der entscheidendsten und weittragendsten war aber sicherlich die Verfügung zur Gründung der Universität in der Zeit des wiederauftretenden Preußen.

Schlesiens Schicksal ist immer seine vereinsamte Lage gewesen. Weitab vom Reiche, auf allen Seiten von fremden Völkern umgeben und bedrängt, wurde natürlich dieses deutsche Land in eine Selbstgenügsamkeit und Zurückgezogenheit genötigt, die in seinem kulturellen und wirtschaftlichen Leben eindeutig und eindringlich genug sich zeigte. So lange Schlesien noch in den Staatenverband der österreichischen Krone gehörte, wurde wohl dieser Zustand nicht so merkbar. War doch gerade im Barockzeitalter seine literarische Bedeutung überragend zu nennen. Durch die Einverleibung aber Schlesiens in das Preußen Friedrichs des Großen wurde es einmal durch die Wirtschafts-

politik des Königs gegen das Habsburgerreich abgeschlossen, und dann ward Schlesien zur östlichen Grenzprovinz eines Staatswesens, das, mitten in der Entwicklung zum militärischen Machtstaate begriffen, den Schlesiern zwar ein gut Teil von seiner Straffheit, Ordnungsliebe und Disziplin, kurz von seinen staatlich-organisatorischen Kräften mitzuteilen vermochte, das aber in seiner geistigen Kultur vorderhand selber noch nicht reich genug war, um auch in dieser Beziehung die neue entlegene Erwerbung sogleich mit seinen Energien durchströmen zu können. Wohl aus diesen Gründen ist es auch dann verständlich, warum Friedrich II. nicht zur völligen Neubildung der Breslauer Jesuiten-Universität schritt, obgleich es keinen Zweifel über seine persönliche Meinung gegen den Jesuitismus gibt. Zudem mögen auch die Sorgen um die anderen preußischen Universitäten mitgesprochen haben, besonders die um die Frankfurter *Viadrina*.

Durch einen „frommen“ Betrug gegen die Breslauer Stadtväter hatte der Jesuitenorden mit Hilfe des Reichsvaters Lamormain den Kaiser Leopold I. 1702 endlich dazu gebracht, eine Universität zu gründen, um damit eine Heimstätte der Gegenreformation und der katholischen Propaganda überhaupt zu schaffen. Mit Entsetzen hatten die Breslauer Räte diese kaiserliche Verfügung hinnehmen müssen. Die Leopoldina, wie man damals die neue Universität nannte, die nur über zwei Fakultäten verfügte, Philosophie und katholische Theologie, wurde dann nach der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 zu einer dem Staate nützlichen Bildungsstätte umgeformt. Doch erzog man hier lediglich den Nachwuchs der katholischen Priesterschaft und des schlesischen katholischen Adels.

Nicht anders war das Gesamtbild der Frankfurter Viadrina. Sie war eine Gründung des Humanismus. Aber den mannigfaltigen Hoffnungen bei ihrer Gründung hat sie nie recht entsprochen. Im Laufe der Zeit, besonders wohl noch durch die höchst eigenwilligen Eingriffe Friedrich Wilhelms I. in das Geistesleben seiner Landesuniversitäten dazu getrieben, sank sie zur bloßen Ausbildungsstätte des höheren preußischen Staatsbeamtentums und der im römischen Recht bewanderten preußischen Juristen herab.

Wie eigenartig mutet die trostlose geistige Verfassung dieser beiden Gebilde an, wenn man bedenkt, daß zur selben Zeit ein Kant in Königsberg lehrte, Lessing, Schiller, Goethe und Herder dem Volke ihre Werke darbrachten.

Dann war der unselige Tilsiter Friede 1807 über Preußen gekommen. Es galt ein Reich wieder aufzubauen. „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat!“ meinte Friedrich Wilhelm III. am 10. Oktober 1807 zu den deputierten Hallenser Professoren, welche baten, die Universität aus der an Frankreich abgetretenen Stadt nach Berlin zu verlegen. Man könnte ja nun denken, daß dieses häufige und nicht selten als bloße Phrase angeführte Wort auch in dem Munde des Königs eine leere Wendung wäre, die über die eingetretene sorgenvolle Lage und allgemeine Katlosigkeit leicht hinwegtäuschen sollte, besonders wenn man die Ereignisse

Späterer Jahre in ihrer ganzen umfassenden Schärfe und Eindeutigkeit sieht. Aber eine Denkschrift F. A. Wolfs und auch Briefe Schleiermachers, Fichtes gewaltige „Reden an die deutsche Nation“ be- weisen, daß diese Gedanken die Geisteshaltung der Besten der Zeit dar- stellten. Es ist gewiß, daß der König keine überragende und groß angelegte Natur war, doch nicht so gleichgültig und so unfähig, um sich der Geisteskraft bedeutender und umsichtiger Männer völlig zu entziehen, und damals stand er unter dem Einfluß derjenigen, die in einer Reform der Erziehung und des Geisteslebens Rettung für den Staat erhofften.

Als der Plan der Errichtung einer Universität in Berlin immer festere Formen annahm, wurde von vielen Seiten erwogen, was nach der Gründung Berlins aus der Universität Frankfurt a. O. werden sollte. In der Nachbar- schaft einer jungen aufstrebenden Hochschule hatte sie natürlich keine Lebens- möglichkeiten mehr. Das war die allgemeine Ansicht, und die Eifrigen for- derten einfach ihre Beseitigung, ausgehend von dem Gedanken, zwei Univer- sitäten würden wohl für den erheblich verkleinerten Staat genügen: Berlin und Königsberg.

Zur selben Zeit plante das Ministerium eine Reform der katholischen Gym- nasien in den östlichen Provinzen und eine bessere Ausstattung der Leopoldina zu Breslau, denn man wollte sie zur Bildungsstätte für die gesamte katholische Geistlichkeit des Reiches umgestalten. Aber alle diese Pläne wurden plötzlich zurückgestellt. Unter dem Einflusse Alexanders v. Humboldts wohl, berichtete Staatsrat Süvern an den König im Februar 1811: Es sei notwendig, „d er Universität Frankfurt einen anderen, zweckmäßiger gelegenen Sitz anzuweisen, um sie in ein neues, dem Staat wohlthätiges Leben zu versetzen. Dieser Sitz biete sich ungesucht dar. Denn so, wie die Frankfurter Universität das Bild eines hin- welkenden Körpers darstelle, so stelle die Breslauer Universität das ebenso unerfreuliche Bild einer unreifen, noch nicht vollständig zur Entwicklung gekommenen dar . . . Beide Universitäten vereinigt, würden das erwünschte Ganze geben, das jetzt in keiner der beiden vorhanden sei.“

Durch die Zusammenlegung der Wiadrina mit der Leo- poldina schritt der preußische Staat zur Gründung unserer Heimatuniversität. Damit war dem neuen Geist, dem Willen zur freien Forschung und Wissenschaft in Schlesien eine Heimstätte gegeben. Die deutsche interkonfessionelle Universität war entstanden.

Und dieser Geist zeigte sich zum ersten Male, als der Professor Steffens 1813, im Jahre des Ausbruchs, seine Studenten zur Fahne und zum Schwerte rief, um das Land befreien zu helfen.

Wohl entwickelte sich die Breslauer Universität nicht in dem Maße und brachte es nicht zu solcher Bedeutsamkeit wie ihre Berliner Schwester. Die Friedrich-Wilhelms-Universität hatte zunächst als Landesuniversität prak- tische Berufsaufgaben zu lösen, Aufgaben, die darauf hinzielten, den Bedarf

der Provinz an Lehrern, Richtern, Geistlichen und Ärzten sicherzustellen. Das heißt aber nicht, daß sie alle wissenschaftlichen Belange hintenangestellt hätte.

Zweifelsohne sind die Vorwürfe Gustav Freytags gegen die kümmerlichen und unvollkommenen Bildungsmöglichkeiten an der Breslauer Hochschule nur aus einer persönlichen Verstimmung heraus zu verstehen.

Wahr ist allerdings, daß sich die Breslauer Universität nie der Förderung des Reiches erfreuen konnte, wie andere Hochschulen, selbst kleinere, obgleich sie an Bedeutsamkeit als Grenzlanduniversität eigentlich keiner anderen Hochschule nachstehen sollte. Ist auch das geistige und kulturelle Leben in Schlesien in mancher Hinsicht nicht so regsam wie im Reiche, so hat man nicht die Ursache davon in der Gleichgültigkeit und geistigen Trägheit der Bevölkerung zu sehen, sondern in ihrer einzigartigen und umfassenden wirtschaftlichen Notlage, die sie selbstverständlich zuerst an die materiellen Belange denken läßt. Nie ist es darum gelungen, Schlesien bedeutsame Menschen längere Zeit zu erhalten. Das gilt für die Kunst wie auch für die Wissenschaft. Zudem führte auch der Mangel jeglichen aufnahmefähigen Hinterlandes zu der bedenklichen Abwanderung schlesischer Volkskraft nach dem Westen des Reiches. Schlesiens Hochschule war immer durchdrungen vom Geiste moderner Wissenschaftlichkeit, eine Stätte des Bekennens zur persönlichen Hingabe an das Werk, zu Pflichttreue und Verantwortungsbewußtsein. Männer, wie Jungnickl, Koepell, Hillebrandt, Mikulicz, Göppert, Mommsen, Bunsen und Kirchhoff sind Beispiele dafür.

Denkwürdig, und die besonderen Aufgaben der schlesischen Universität beleuchtend, ist der Kampf, den 1848 der Breslauer Professor Gustav Adolf Harald Stempel, der hervorragendste damalige Kenner der ostdeutschen Kolonialgeschichte und charaktervolle Wissenschaftler neben Wilhelm Jordan auf der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. führte, gegen die Preisgabe des Deutschtums in Posen.

Das war der neue Aufgabenkreis der Universität. Sie wurde zur Hochburg deutscher Kultur im Osten des Reiches für den südosteuropäischen Raum. Damit erhielt sie zu ihrer besonderen preußischen noch die all-gemein-deutsche Sendung als geistiges Zentrum ihres Platzes bei der Auseinandersetzung zwischen dem Deutschtum und den Slaven tatkräftig mitzuwirken, sei es durch kulturelle Verständigungsarbeit, sei es im nationalpolitischen Abwehrkampf. (Andrae.) Heute gehören diese Probleme zum Aufgabenkreis des Osteuropa-Instituts in Breslau.

Als die Universität 1811 nun ihre Arbeit begann, fand sie ausgedehnte Räumlichkeiten vor. Das Problem des Raummangels, das heute so unliebsam den Unterrichtsbetrieb erschwert, war damals noch unbekannt. Zwar hatte das Bauwerk im Laufe der Zeit sehr gelitten. So verwandelte 1741 Friedrich II. die Räume der Universität in ein preußisches Lazarett. Späterhin mußte sie

noch als Proviantmagazin und endlich als Gefängnis für fünftausend Österreicher dienen. Einen Teil der Baulichkeiten belegte die Militärverwaltung dauernd mit Beschlag. Daher war eine gründliche Wiederherstellung notwendig geworden. Aber trotz dieser Verwahrlosung blieb das von der ehemaligen Leopoldina übernommene reizvolle Gebäude das schönste aller Universitätsbauwerke Deutschlands.

Manche der neu nach Breslau gezogenen jungen Gelehrten waren nur mit gemischten Gefühlen dem Rufe in ein Land gefolgt, das zuerst von Heinrich Steffens, „ungeachtet der gemeinsamen Sprache, kaum noch als ein wahres, lebendiges Glied des deutschen Reiches“ bezeichnet wurde. Viele, die sicher so glaubten, wurden wohl angesichts der wirklichen Lage milder und zuversichtlicher. Auch an Wohnungen für die Professoren und ihre Familien hatte es keine Not. Gab es doch seit dem Säkularisationseдикт von 1810 zahlreiche aufgelöste Klöster und Stifte, die Raum genug boten.

War es zwar in der Zeit der Demagogenriecherei zu mancherlei unliebsamen Zerwürfnissen zwischen Ministerium und Universität, zwischen Professoren und Studenten gekommen; der simultane Charakter der Universität, das Nebeneinander der beiden theologischen Fakultäten, das sei zu ihrem Ruhm gesagt, hat nie zu Auseinandersetzungen geführt. Der katholische schlesische Aufklärer Dr. Johann Joseph Rautsch hatte sehr fein und klar die Gesinnung seiner schlesischen Landsleute erkannt. Er vertrat die Meinung, daß bei der bekannten Toleranz der Schlesier zwei theologische Fakultäten ruhig nebeneinander bestehen können, und er hat recht behalten.

Als nach den Befreiungskriegen in Halle, Greifswald und Bonn weitere Universitäten begründet wurden, war damit eine Vereinheitlichung der Universitätsverfassungen, eine gleichmäßige Verwaltung und ein lebhafterer Austausch der Professoren gegeben, und als im Laufe des 19. Jahrhunderts die mächtige Entwicklung der Naturwissenschaften begann und eine immer weitergreifende Spezialisierung der Lehrfächer eintrat, da wurden die Geschichten der Universitäten immer ähnlicher. So verliert auch die spätere Breslauer Universitätsgeschichte ihren, im Anfang starken, besonderen Reiz.

Es war kurz vor dem Weltkriege, als im Jahre 1911 die Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität ihr hundertjähriges Bestehen feierte. Drei Jahre später kämpften und starben Studenten und Professoren in Frankreich und Rußland. Seit dieser Zeit ist ein harter und ruhmreicher Name in die Geschichte aller deutschen Hochschulen eingegangen: Langemark. Im zweiten Stock unserer Universität mahnen schlichte Tafeln an den Heldentod der Tapferen. Ein verlorener Krieg und gebrochene Menschen, das war Deutschlands tiefste Erniedrigung 1919. Dann wurde Oberschlesien von polnischen Banden besetzt: blutige Kämpfe am Annaberg und in den Städten. Da trug der einmütige und starke Einsatz der Studentenschaft der Breslauer Universität mit zur Befreiung der Heimat bei.

Es soll hier nicht die Rede sein von den Zeiten des Massendaseins an den Hochschulen, das die Tendenz zeigte, die Wissenschaft zu vernichten. Diese Zeiten sind vergangen, der nationalsozialistische Staat wies neuen Gedanken den Weg. Von der Provinzuniversität zur Reichsuniversität, das gilt heute als Parole für unsere Breslauer Hochschule. So wurden die Lehrstühle für osteuropäische Geschichte, für Vorgeschichte und Volkskunde und für Anthropologie und Rassenkunde geschaffen. Ferner ist die Gründung eines Reichsinstituts für Bäderforschung in diesem Jahre in Breslau erwähnenswert.

„Unsere Hochschulen zu Stätten höchster Wissenschaftlichkeit und Forschung zu machen, zu Trägern wahrer Kultur, in denen Menschen zu jener inneren und äußeren Ausgeglichenheit auf Grund nationalsozialistischer Weltanschauung erzogen und herangebildet werden, ist die gewaltige Aufgabe dieses und der kommenden Jahre“, so umriß Gauleiter Wagner die Aufgaben der Universität im heutigen Staat. Die Friedrich-Wilhelms-Universität ist sich als Reichsuniversität und Teil des Grenzlandes Schlesien ihrer großen deutschen und europäischen Aufgaben bewußt. Sie will die Zusammenfassung aller deutschen Kräfte diesseits und jenseits der schlesischen Grenzen sein. So sind die Worte zu verstehen, die einst ihr Rektor Ernst Kornemann prägte:

Die Universität ist heute nicht mehr auf die stille Forschung und das Lehren hinter hohen Mauern beschränkt, nein, sie ist mitten hineingestellt in die Forderungen des Alltags, wie sie vor allem gebieterisch in einem Grenzland wie Schlesien, sich erheben, sie hat nicht nur der Provinz und damit dem Staate, sondern auch dem deutschen Volke außerhalb des Reiches zu dienen. Damit wir durch die willkürlich gezogenen Grenzen einander nicht fremd werden, sondern uns bewußt bleiben, daß wir einer Mutter Kinder sind. S. 9g.





Die Schlesiſche Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

Aufn.: Klette



Das Hauptportal

Aufn.: Klette



Die Sala Leopoldina

Aufn.: Klette

Die Universität als Kunstwerk

In seiner österreichischen Zeit hat auch Schlesien seinen Beitrag zum deutschen Barock gegeben, mit Breslau und seiner prächtigen Universität voran . . .

Wilhelm Pinder

Dreifach bedingt, gewinnt das architektonische Kunstwerk die ihm notwendige Gestalt: vom baukünstlerischen Willen seiner Zeit beseelt, entwirft der Baumeister seinen dem geforderten Zwecke wie den Eigenheiten des Geländes angemessenen Plan. Künstlerisches und Außenkünstlerisches durchdringen sich also, und der Wert des Planes wird nach der künstlerischen Ausbarmachung dieser realen Gegebenheiten zu beurteilen sein. Um so geistvoller wird uns eine Lösung anmuten, je weniger wir von Willkür und Zufälligkeiten dieser fremden Bedingnisse im Gesamtwerke zu spüren vermögen, je deutlicher uns vielmehr das Gebäude als gesetzvoll gebaute Einheit entgegentritt, denn es gilt hier wie überall in den Künsten, daß „das eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters darin besteht, daß er den Stoff durch die Form vertilgt“ (Schiller).

Wenn im folgenden die Gestalt unseres Universitätsgebäudes aus den drei bestimmenden Faktoren Kunstwollen, Zweck, Gelände zu erklären versucht wird, muß eingangs gleich mit einem wichtigen Umstande bekannt gemacht werden: das Gebäude ist Corso, Friedrichs Einmarsch in Schlesien brachte die Arbeiten ins Stocken, nach 1740 ist dann im Wesentlichen nicht mehr gebaut worden, der heutige Zustand entspricht darum fast völlig dem der friderizianischen Zeit. Aus diesem Grunde wird sich unsere Darstellung hauptsächlich auf einen alten Stich zu beziehen haben, der die beabsichtigte Oderfront ausgeführt zur Schau bringt.

Wer diesen schönen Stich betrachtet und sich die ursprünglichen Gegebenheiten des Geländes zu vergegenwärtigen sucht, wird sich eines leisen Staunens nicht erwehren können: man kann sich nichts Ungünstigeres denken. — Als man 1728 für die zur Universität erhöhte Schule einen Neubau in Angriff nahm, stand östlich vom Kaisertor noch die alte Burg, die den Jesuiten nun schon nahezu siebenzig Jahre zum Wohnsitz gedient hatte, 1689 war ihr südöstlicher Teil abgetragen und in den neunziger Jahren an seiner Stelle die Kirche „zum Namen Jesu“, die heutige *Mattiaskirche*, errichtet worden. Dieser südöstlich, also schräg sich anschließende neue Kirchenbau, war mit der neuen Universität zu verbinden, das heißt, von einer großzügigen, der Odersechauseite ähnlichen Ausbildung der Stadtfront war von vornherein abzusehen, da die östliche Hälfte sowieso durch die Kirche verdeckt worden wäre. Zugleich war aber dadurch

auch eine Beschränkung auf eine geringe Tiefe des neuen Gebäudes gegeben, da der verbindende Flügel Raum für sich beanspruchte. Von der anderen Seite wirkte zudem das nahe Ufer einer beträchtlichen Bautiefe entgegen. Überdies war von der Stadt die Eingliederung des Kaisertores, des bisher benutzten Stadtttores, in den Baukörper gefordert worden; der neue Bau hatte also an der gleichen Stelle einen bequemen Durchgang aufzuweisen. Der von einem Stallgebäude und Bürgerhäusern bestandene Platz westlich der Burg war im Jahre der Grundsteinlegung 1728 dazugekauft worden. Auf ihm wurde mit dem neuen Bau begonnen, später riß man die Burg ab, um ihn ostwärts weiterführen zu können. — Fassen wir zusammen, was sich aus den Eigenheiten des Geländes für den neuen Bau ergab: Es war nur Raum längs des Ufers vorhanden und dieser von nur wenigen Metern Breite; fernerhin mußte infolge der schräg vorgelagerten Matthiaskirche auf eine große, einheitlich wirkende Stadtschauseite verzichtet werden. „Es kann sich nur um einen schmalen, am Ufer langgestreckten Trakt handeln, der durch einen kurz vorspringenden Flügel mit der vorhandenen Kirche verbunden werden mußte“ (Grisebach).

Hauptschauseite konnte natürlich nur die Oderseite werden, aber auch für ihre Disposition wird die Gegebenheit des Geländes maßgebend: der Durchgang des Kaisertores ist zu wahren. Sein Charakter wird also dem Bau gewissermaßen schon durch das Gelände vorgeschrieben; Längserstreckung infolge geringer Tiefe, Beschränkung auf eine monumentale Schauseite, Gegebenheit eines baulichen Akzentes durch das Kaisertor — sie bedeuten für den raum- und fassadenfreudigen Barockarchitekten zumindest stark einschränkende Momente.

Soviel zu den Ansprüchen, die die Gegebenheiten des Geländes zu machen haben. Doch auch der Zweck, die lebendige Bestimmung des Bauwerkes, verlangt das ihrige. Man hält an der alten Verbindung von Schul- und Wohngemeinschaft fest. Die nach Muster der mittelalterlichen Klosteranlage allgemein übliche Anordnung der verschieden bestimmten Gebäude um einen Binnenhof mußte des Geländes wegen aufgegeben werden, eine Scheidung war aber immerhin notwendig. So entschloß man sich, den ganzen Komplex in zwei Teile, in einen Lehr- und einen Wohnbau, in ein Schul- und ein Konventsgebäude zu gliedern. — Diesen Gegebenheiten einerseits Rechnung zu tragen, sie aber andererseits aller bloßen Zufälligkeiten zu entkleiden und zu Wesenheiten eines baulichen Programms zu erheben, war die Aufgabe des Baumeisters. Zu lösen aber war diese Aufgabe wiederum nur vom Standpunkte des zeitgenössischen Architekturgestaltungsprinzips.

Worum geht es nun dem Barockarchitekten? Es geht, um es kurz zu skizzieren, um Einheitlichkeit und Verlebendigung des Bauwerkes. War die Baukunst der vorausgegangenen deutschen Renaissance weniger um einen geschlossenen Eindruck besorgt gewesen und hatte es mit der Zusam-

menfügung feingebildeter Einzelformen bewenden lassen, die dem Ganzen einen bis auf wenige große Ausnahmen bizarren und leicht unlebendig wirkenden Charakter verliehen, so will der Barock, insbesondere aber der Spätbarock, dem der Universitätsbau zugehört, das reine Gegenteil. Nicht mehr um die klare Scheidung der Formen ist es ihm zu tun; eine einheitliche mächtige Erregung hat den Baukörper in allen seinen Teilen gepackt, und aus der Vielfalt der kleinen Einzelheiten ist großes, impulsives Leben geworden. Diese Verlebendigung führt aber zu neuer Einheitlichkeit: das Einzelglied ist nicht mehr wohlgefügt, anderen gleichgeordneter Teil, sondern, wie die Organisation des Menschen auf ein geistiges Zentrum des Hirns, so auf ein zentrales, alles beherrschendes Motiv bezogen, dem weit übergeordnete Bedeutung zugemessen ist.

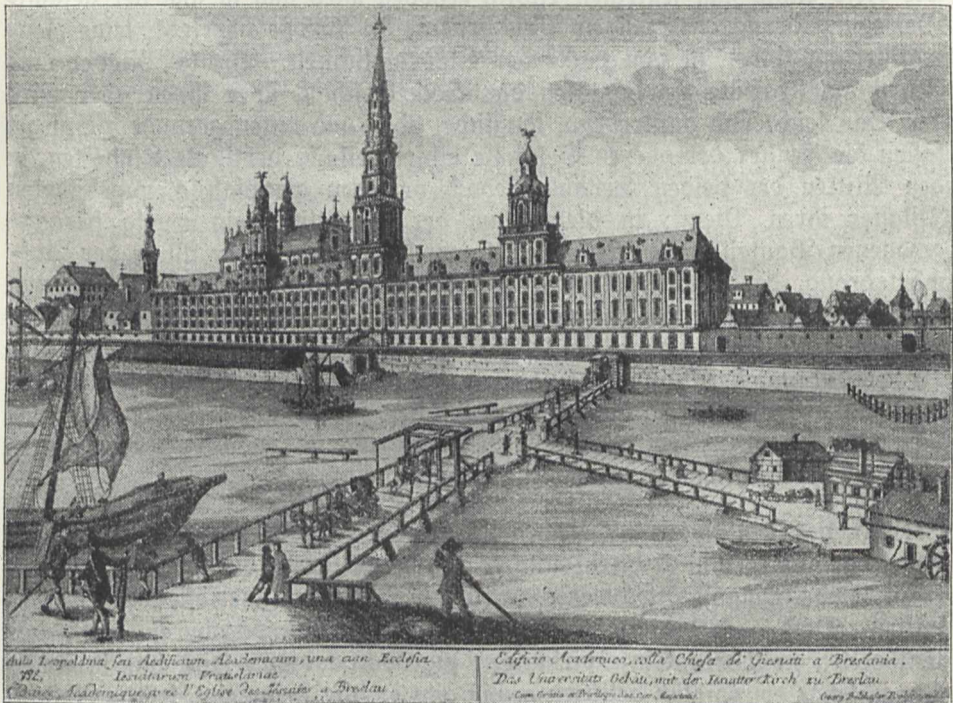
Greifen wir noch einmal auf die vorhin gewonnenen Erkenntnisse zurück: Zweierlei weist auf die nun notwendige architektonische Disposition: der bauliche Akzent des Kaisertordurchganges und die zweckbestimmte Zweiteilung der Anlage. Und in der Tat läßt der Baumeister vom Kaisertore aus, dessen Achse er zur Mittelachse des gesamten Komplexes erhebt, zwei gleichgebildete schmale Teile nach Westen und Osten gehen. Das ist freilich nur für die Oberseite ersichtlich, und auch da leider nur aus dem Stich, aber wie diese Achse zum zentralen Motiv erhoben wird und in ihm der gesamte Bewegungsdrang des riesigen Baukörpers, ins Große übersetzt, seine Zentralisierung findet, ist von packender Eindringlichkeit. Breite Bänder umziehen als kräftige Horizontalen das Sockelgeschloß, über ihnen aber wird der Bau leicht und aufstrebend, längliche, oben und unten gerundete Spiegel fassen die Fenster der oberen Geschosse achsenweise in vertikale Einheiten, in den Mitten der beiden Gebäude jedoch versehen die plastischer gebildeten Pilaster ihren Dienst; in diesen aus der Fluchtlinie ein wenig herausgezogenen Bauteilen, den Risaliten, sammelt sich zum ersten Male der Aufwärtsdrang, der in der gesamten Vertikalgliederung der Fassade lebt, zum Aufschwung eines kurzen Turmes. Was hier noch vorspielhaft anklingt, wird indessen im Mittelbau über dem Kaisertore zum triumphalen Motiv: auch hier die Verdichtung der Aufwärtstendenzen zum pilasterbesetzten Risalit, über ihm aber ein vielgeschossiger, vom breit Kubischen zur schlanken Spitze sich verjüngender Turm, in dem alle aufstrebende Unruhe des mächtigen Körpers zu einem eindeutigen Empor zusammengeströmt scheint.

Freilich, von den kleineren Türmen ist nur der westliche ausgeführt worden, der große hingegen ist architektonischer Traum geblieben, darum hat die Oderfront etwas Dumpfes, Schweres, Brütendes in ihrer unerlösten Breite behalten. Doch auch die Stadtseite, mag ihr auch von vornherein mehr das Entbreiten kostbarer Einzelwirkungen zugebracht worden sein, hat in ihrem Organismus empfindlich gelitten; gewiß gibt es hier keine einheitliche Ansicht, die Schmalheit der Schmiedebrücke läßt nur Kaisertor, Südflügel und einen

Teil der Kirche erkennen, aber das Kaisertor ist zur bloßen Durchfahrt herabgesunken, und die Kirche drängt sich bedenklich vor. — Der heutige Beschauer, der von der Größe des Seplanten nichts weiß, wird mit vollem Rechte einzelem nachspüren. Das feierliche Portal der Stadtseite, Aula und Musiksaal des Inneren, vor allem aber das grandiose Haupttreppenhaus mit seinen zweiarmligen Läufen, schwingenden Brüstungen und ansteigenden Gesimsen wird ihn reich entschädigen.

Wer aber die Bekanntschaft des Planes gemacht hat, wird anders zu urteilen haben. Ihn wird die Kühnheit, mit der schöpferischen Phantasie und wirklichkeitsbedingte Forderung ein Bündnis geschlossen, in dem alle simple Zufälligkeit soweit als möglich getilgt und zur Wesenheit eines künstlerischen Programms gehöhrt worden, jenen Unbekannten danken lassen, der Willen und Kraft der Vorstellung zu solcher Planung in wahrhaft meisterlicher Weise besessen.

Heinz Günther Oliaß.



*Edificio Leopoldina seu Aedificium Academicum, una cum Ecclesia
 Universitatis Pragae, aetate
 1722. Aedificium aetate 1722. Aedificium aetate 1722.*

*Edificio Academicum, una cum Chiesa de S. Jacobi a Breslavia.
 Das Universitäts Gebäu, mit der Janauer Kirche zu Breslau.
 Cum Urbe et Portuque eiusdem, aetate 1722.*

Lebendige Wissenschaft

Jeder in der Wissenschaft betrachte sich als einen Arbeiter an einem gemeinsamen großen Werke, welches die edelsten Interessen der ganzen Menschheit berührt, nicht als einen, der zur Befriedigung seiner eigenen Wißbegier oder seines eigenen Vorteils, oder um mit seinen eigenen Fähigkeiten zu glänzen sich bemüht; dann wird ihm auch die Anerkennung seiner Mitbürger nicht fehlen. Gerade diese Beziehung aller Forscher und aller Zweige des Wissens zueinander und zu ihrem gemeinsamen Ziele stets in lebendigem Zusammenwirken zu erhalten, das ist die große Aufgabe der Universität.

Hermann Helmholtz

Mehr als in anderen deutschen Landschaften hat sich in Schlesien der naturbegrenzte Raum in den Raum des Erschautes, des Wunderbaren, des Göttlichen gehöhrt; und so mag es berechtigt sein, mit dem landschaftlichen Schlesien immer gleicherweis das geistige zu sehen. Es ist hier in diesem Stück Deutschland, zu dem wir uns mit Stolz bekennen, zwischen der werkenden Bevölkerung und der Geistigkeit nie eine übergroße Kluft gewesen: dazu gefallen sich beide Teile viel zu sehr im „Schöpfen“. Schöpferisch sind sie beide in einer Bedeutung, in der alles Schlesiertum aus seinem Blutzusammenhang und aus seiner Spannungsstellung zwischen Nord und Süd heraus schöpferisch sein muß. Die Breslauer Universität als bewußte Pflegstätte des Schlesiens hat seit dem Jahre ihres Bestehens die Zusammenhänge gesucht, die zwischen den oft ungehobenen Gütern des Volkes und dem Nationaldeutschen bestehen. Immer ist ihre geisteswissenschaftliche Arbeit eine im weitesten Sinne volkskundliche gewesen.

Wenn wir heute das Werden jener Wissenschaft, die, an Werk und Anregungen Herders, Johannes Müllers und der Gebrüder Schlegel geschult, hier in Schlesien mit Friedrich Heinrich von der Hagen begann, wenn wir heut die Entwicklung der Germanistik, der Wissenschaft von der deutschen Sprache und ihren Denkmalen, an unserer Heimathochschule betrachten, so zeigt sich neben der Erfassung von Fragen, die das im gesamten deutschen Raume Erfoschte offenbaren, von Anfang an eine Vorliebe für schlesische Belange: Friedrich von der Hagen hat sich in seiner Lehrtätigkeit von 1811—1822 in bedeutendem Maße um Sage, Sitte, Brauch und Mundart bemüht, er hat sich die Mitarbeit des Johann Gottlieb Büsching gesichert, der durch die Gründung des Provinzialarchivs und des Altertummuseums der schlesischen Forschung neue Stätten

auftrat. Und August Heinrich Hoffmann, der Nachfolger v. d. Hagens, der unter dem Namen Hoffmann von Fallersleben als Dichter des Deutschlandliedes ins Volk wie in die Dichtungsgeschichte eingegangen ist, hat neben seinem Hauptinteresse für das ältere deutsche und niederländische Schrifttum die sorgsame Pflege der heimischen Literatur, der Handschriftenkunde und der Volkskunde gefördert; er hat die „Monatschrift von und für Schlesien“ gegründet, er hat die „Schlesischen Volkslieder mit Melodien“ gemeinsam mit Ernst Richter herausgegeben, und er hat schließlich die gefelligen Versammlungen Breslaus mit seinen immer neuen Liedern bereichert. Hoffmann hat sich in einem Wesen gezeigt, das schlesische Wissenschaftler und Künstler, überhaupt alle schlesischen Bildner auszeichnet: Gelehrsamkeit, Innerlichkeit und tiefes Verstehendes Volk verband er wie kaum einer zuvor. Die Weise des Volkes wandelte sich in ihm zum eigenen Sang, und so ist es bei seinen Liedern stets — „Alle Vögel sind schon da“, „Ruckuck, Ruckuck“, „Morgen kommt der Weihnachtsmann“ und wie sie heißen mögen — als seien sie nicht so sehr dem eigenen lyrischen Vermögen entwachsen, denn vielmehr Volksmelodie, nach langem Vergessen der Volksseele wiedergeschenkt. Neben Hoffmann von Fallersleben lehrte Gustav Freytag sieben Jahre — von 1839 bis 1846 — an unserer Universität. Der Drang zur Darstellung rief diesen Dozenten allerdings frühzeitig vom Katheder der Hochschule zum eigenen Schaffen und er hat in der Anlage seiner Romane, in der innigen Verzahnung der Charaktere mit dem Geschehen, die ihn auszeichnet, sowie in Liebe und Humorigkeit Schlesiertum in das Reichsgeschick gestellt.

Das schlesische Anliegen ist seit dieser Zeit auf der Universität immer mehr Forderung geworden. Nachdem sich Heinrich Rückert, ein Sohn des Dichters Friedrich Rückert, für die schlesische Mundartenforschung — wenn auch noch nicht auf weitem Plane — eingesetzt hatte, begann unter Karl Weinhold, der 1876 nach Breslau berufen ward, das Fach der Volkskunde zuerst vollgültig in den Vordergrund zu treten. Weinhold hatte sich Jakob Grimm, Johann Andreas Schmeller und seinen Berliner Lehrer Vachmann zur Richtung genommen für die eigene Lehre. Mit höchster wissenschaftlicher Sorgfalt und nicht ohne spürbare Neigung hat er ein Buch über die deutschen Frauen veröffentlicht. Für die Förderung der geisteswissenschaftlichen Ausbreitung war besonders wichtig, daß Karl Weinhold 1877 ein germanistisches Seminar gründete: dieses Seminar, eine erste ordnende Stätte allen germanistischen Strebens in der schlesischen Metropole, wurde 50 Jahre später — 1927 — zum „Deutschen Institut“ erhoben.

Eines großzügigen Ausbauers der germanistischen Wissenschaft grade in ihrer volkskundlichen Verwurzelung soll hier noch gedacht werden: Friedrich Vogt. 1890 wurde Friedrich Vogt aus Kiel auf den deutsch-philologischen Lehrstuhl unserer heimatlichen Universität berufen. Gemeinsam mit Max Koch, dem damaligen Professor für neuere Literatur, hat Friedrich

Vogt seine deutsche Literaturgeschichte geschaffen, jenes monumentale Werk, das seiner begeisternden Diktion wegen bis heute vielgelesen ist; und Vogts Arbeit für Schlesien wächst gleichfalls in die Gegenwart hinein und — so verheißend ist der Weg — in alle Zukunft: Friedrich Vogt hat im Jahre 1894 die „Schlesische Gesellschaft für Volkskunde“ ins Leben gerufen, jene Gemeinschaft, die den Zweck verfolgt, „der Wissenschaft der Volkskunde zu dienen und das Interesse für volkskundliche Überlieferungen zu beleben und zu pflegen; auch will sie möglichst alles, was sich von solchen Überlieferungen namentlich in Schlesien erhalten hat, sammeln“. Die Veröffentlichungen sowie die Vorträge der Gesellschaft beweisen die Ausweitung des volkskundlichen Denkens in Schlesien. Der erste Band der „Schlesischen Literaturgeschichte“ von Hans Heckel ist aus diesem fruchtbaren Kreis gewachsen, Friedrich Ranke, Ernst Böhmlich und Walter Steller seien als Mitarbeiter genannt. Und verheißungsvoll wie die Gründung der Gesellschaft ist ihr letztes Beginnen, das freilich ein Werk für die Zukunft bleibt: „Das schlesische Wörterbuch“, von Theodor Siebs, dem jetzigen Vorsitzenden, in Zusammenarbeit mit Wolfgang Jungandreas besorgt.

So möge man das, was der Balladendichter Felix Dahn, der ja auch Professor unserer Universität gewesen ist, zur Jahrhundertfeier am 9. März 1911 gedichtet hat, auch heute als Erklärung für die Arbeit ansehen, welche die Breslauer Forschung für das schlesische Volk tut:

„Und nicht wäthnet, ihr Schlesier,
daß das hochakademische
Fest nicht rührt bis an euer Volk.
Seht das Gegenteil glänzen!

Volkes-Runde ward Wissenschaft,
Volkes-Sprache und Volkes-Spiel
Bergen noch heut manch Heiligthum
Altgermanischer Gottheit.“

Das lebende Schlesien hat ein Recht, in die Arbeit der schlesischen Hochschule und ihrer geisteswissenschaftlichen Fachgebiete einzugehen. Daß dieser Ruf des lebenden Schlesiens von der Universität und ihren Lehrern aufgenommen wird, das bezeugt uns manche Tat aus letzter Zeit. Hermann Stehr, der schlesische Epiker, erhielt in einer großen öffentlichen Feier das Diplom eines Ehrendoktors der Philosophischen Fakultät! So wie viele schlesische Hochschullehrer — durch den Rundfunk oder durch Vorträge — bereits eine Gemeinde in den Städten der Provinz gefunden haben, so wird sich auch das ganze Schlesien in seinen Dichtern und in allen seinen Bildnern eine Heimat schaffen in seiner Universität. Die Gemeinschaft aller geistigschaffenden sowie aller handarbeitenden Schlesier wird sich — so gefördert — immer eindringlicher offenbaren.

Universität und Vierjahresplan

Von Heinz Lange

Die Proklamation des Führers auf dem letzten Parteitage in Nürnberg ist vor wenigen Tagen dem deutschen Volke bekanntgegeben worden. Mit eindringlichen Worten wurde ihm das Programm des zweiten Vierjahresplanes entwickelt. Es gilt heute mehr denn je, dem deutschen Volke die Unabhängigkeit zu bewahren, sei das auf staatspolitischem oder wirtschaftlichem Gebiet. Deutschland ist arm an Land, die landwirtschaftliche Nutzfläche kann nur zum Teile die Lebensbedürfnisse unseres Volkes befriedigen. Aber dieser Arbeit, die von der Natur uns einmal nun auferlegt wurde, steht eine reiche Gabe gegenüber, das ist unsere geistige Kraft, die geistige Beweglichkeit, natürliche Gegebenheiten ihrer selbst willen zu erforschen, sie zu zwingen und dem Volke nutzbar zu machen. So wurde der deutschen Naturwissenschaft und Technik eine Aufgabe übertragen, die in sich die große Verantwortung für die Zukunft des Volkes birgt.

Vor hundertundfünfundzwanzig Jahren finden wir an der Breslauer Universität ein physikalisches, ein mineralogisches und ein chemisches Kabinett. Vielerlei Dinge waren dort zusammengetragen, mehr der Kuriosität wegen, als für eine methodische Wissenschaft und Forschung berechnet.

Bei der Gründung der Friedrich-Wilhelms-Universität erhielt das physikalische Kabinett in dem alten Konviktgebäude seine neue Heimstätte. Der Professor für Physik und Astronomie Jungnitz von der ehemaligen Leopoldina wurde übernommen und gleichzeitig der junge norwegische Physiker S. Steffens nach Breslau berufen. War Jungnitz einer der wenigen damaligen Naturwissenschaftler, die still und sorgsam ihrer Arbeit nachgingen, die schon im Innersten den Weg und die Arbeitsweise der kommenden exakten Naturwissenschaften ahnten, so war Steffens das völlige Gegenteil. Er vertrat die Schellingsche Naturphilosophie in Breslau. Diese phantastische Schwärmerei hatte nichts mit Wissenschaft im späteren Sinne gemein. Ist die Naturwissenschaft bestrebt, durch genaue Untersuchungen die materiellen Gegebenheiten zu klären, um später ein Weltbild ahnen zu können, so phantasierten die Schellinganhänger.

Außerst dürftig war es mit dem ersten chemischen Institut in Breslau bestellt. Eine zugige Küche und geringes Beigelaß standen als Arbeitsräume zur Verfügung. Aber wen wundert das wohl? War doch z. B. selbst die erste chirurgische Klinik 1815 unter Professor Benedict in einem Häuschen

untergebracht worden, das einem Gärtner des botanischen Gartens bisher zur Wohnung und zur Aufbewahrung von Geräten und Topfgewächsen gedient hatte, und das erste physiologische Institut Deutschlands, das Purkinje in Breslau errichtete, erhielt als Arbeitsräume eine ausgediente Remise.

Als der erste Breslauer Chemiker Fischer 1850 von seinem Amte zurücktrat, hatte die deutsche Naturwissenschaft bereits eine gewaltige Entwicklung durchlaufen. Die von Liebig in Deutschland angebahnte und eifrig verfolgte Erneuerung des chemischen Unterrichts an den Hochschulen begann ihre Wirksamkeit zu erweisen. Robert Bunsen wurde nach Breslau berufen. Er setzte sofort den Neubau eines chemischen Institutes durch und schuf damit das modernste Institut der damaligen Zeit für die Breslauer Universität. Leider war seine Lehrtätigkeit hier nicht von langer Dauer. Als Nachfolger berief die philosophische Fakultät Professor Löwig aus Zürich. Seine Tätigkeit wurde für die heimische chemische Industrie von großer Bedeutung. Er war Mitbegründer der Silesiawerke in Saarau und des Tonerdewerkes Goldschmieden zusammen mit dem Vater des bekannten Chemikers Bergius. Als wissenschaftlicher Beirat tat er sehr viel für diesen wertvollen Industriezweig. Auch als Lehrer hatte der hervorragende Gelehrte beachtliche Erfolge. Beilstein, Landolt und Lothar Meyer waren seine Schüler, die sich selbst später als Gelehrte und Forscher einen Namen machten. So schrieb Lothar Meyer in Breslau seine berühmte Abhandlung „Die modernen Theorien der Chemie“, in denen er den bedeutsamen Gedanken des Periodischen Systems der Elemente entwickelte. Auf Löwig folgte Ladenburg, der durch seine Arbeiten über die organische Synthese von Heilmitteln bekannt wurde. Heute werden diese Beziehungen zur Medizin durch Professor Ronigs, der über das Pyridin arbeitet, das sich im Steinkohlen- und Braunkohlenteer findet, aufrechterhalten. Wichtig für die medizinischen Erkenntnisse und damit von größtem Belang für die Gesundheit des Volkes waren die Arbeiten von Professor Slotka. Ihm gelang es unter anderem, das in der weiblichen Keimdrüse gebildete Selbkörper-Hormon in Kristallform darzustellen und seinen chemischen Aufbau zu klären. Dieser für die Heilkunde sehr wichtige Wirkstoff wird nach der Aufklärung seines Aufbaues sicherlich bald synthetisch hergestellt werden können. Durch seine Werke „Der Gaskampf“ und „Die Grundlagen des Luftschutzes“ ist Professor Julius Meyer im Reiche bekannt geworden. Im Weltkriege kämpfte er als Major an der Front und als Führer bei der Gaswaffe. Seine Untersuchungen über poröse Baustoffe, insbesondere über Leichtbeton, haben sowohl die chemische Industrie als auch der Bautechnik manche Anregung gegeben. Erwähnenswert sind auch die Bemühungen des Instituts um die Aufklärung des Volkes in Fragen des Luftschutzes. So wurden hier Gliederungen der Partei: SA und SS usw. ausgebildet. Als Direktor des Instituts wirkte viele Jahre Heinrich Vietz, der sich besondere Verdienste um die Ausbildung seiner Schüler erworben hat.

Ist auch das chemische Institut heute mit seinen nun unzureichenden Räumlichkeiten veraltet, so bleibt doch angesichts der neuen großen Aufgaben der

chemischen Forschung zu hoffen, daß auch im Programm des Ausbaues der schlesischen Hochschule zur Reichsuniversität die notwendige Forderung nach einem modernen Institut baldigst Berücksichtigung finde.

Der erste moderne Physiker an der schlesischen Universität war Gustav Robert Kirchhoff, der später mit Bunsen die Spektralanalyse in Heidelberg begründete.

Professor L u m m e r ist durch seine Strahlungsforschungen bekannt geworden, die späterhin der Beleuchtungsindustrie wertvolle Dienste erwiesen.

Dem Laien z. B. wird die Tätigkeit des Geologen und Petrographen einleuchtender, verständlicher sein, weil sie in direkter Beziehung zu seiner Umgebung, zu seiner Heimat steht. Er wird staunend die herrlichen mineralogischen und geologischen Sammlungen betrachten, die in ihrer einzigartigen Reichhaltigkeit, von Ferdinand Roemer und Martin v. Websky einst in mühevoller Arbeit aufgebaut, von der Fülle unseres schlesischen Heimatbodens an mineralischen und geologischen Schätzen eindringlich erzählen können. Dabei sei gleichzeitig an die Arbeiten des Leiters des geologischen Institutes, Professor Bederke, oder auch an die Untersuchungen von Dr. A. Neuhaus über schlesische Erzlagerstätten gedacht. Es ist ein gefährlicher Irrtum, der mit aller Klarheit im Interesse unseres Volkes aufgedeckt und bekämpft werden muß, daß die naturwissenschaftliche Forschung allgemeinen Charakters, deren praktischer Nutzen noch nicht erwiesen ist, als überflüssig und unproduktiv hingestellt wird. Bei der Darstellung der Arbeiten des chemischen Institutes wurde eindringlich genug aufgezeigt, daß die Verbindung der Wissenschaft zum Leben vorhanden ist. So knüpft ein Laboratorium für Hochfrequenz die Beziehungen zur Kurzwellen- und Funktechnik. Interessant, wenn auch zunächst nur als wissenschaftliches Ergebnis von Bedeutung, war die Konstruktion einer lichtelektrischen Selenzelle durch Professor L. Bergmann. Heute findet diese Selen-Sperrschichtzelle Anwendung bei empfindlichen physikalischen Messungen, so z. B. bei den neuen Beleuchtungsmessern in der Photographie, sie ist als objektiver Sichtmesser in der Meteorologie besonders auch für die Sicherheit des Flugverkehrs nutzbringend. Mit Ultraschallwellen sind Schallgeschwindigkeitsmessungen in organischen und anorganischen Flüssigkeiten ausgeführt worden, die für die chemische Industrie z. B. für Konstitutionsbestimmungen von Wert sind. Im Zusammenhang damit ist von Cl. Schaefer und L. Bergmann ein neues und praktisch wertvolles Verfahren durchgebildet worden, um mittels Ultraschall die elastischen Konstanten von Kristallen und Gläsern zu bestimmen, was gerade für die gesamte Glasindustrie von großer Bedeutung ist. Professor Steubing, der die angewandte Physik vertritt, arbeitet und lehrt über Atomphysik, Spektroskopie und Photographie.

So sind uns diese Ergebnisse und Arbeiten ein Beweis für eine sachlich arbeitende, für die Zukunft des Volkes bedachte Forschung — für eine lebendige Wissenschaft, die nach dem Willen des Führers in dem gewaltigen Vierjahresplan eine entscheidende Rolle spielen wird.

Medizinische Wissenschaft und ärztliche Kunst

Von Dr. M. Staemmler

Es ist in den letzten Jahren so viel und von so zahlreichen Seiten über eine Neugestaltung des ärztlichen Berufes und ärztlichen Standes gesprochen und geschrieben worden, daß es überflüssig erscheinen möchte, sich auch an dieser Stelle mit solchen Fragen zu befassen. Außerdem ist es fraglich, ob der Vertreter der Pathologischen Anatomie an der Universität, also eines im allgemeinen als „theoretisch“ bezeichneten Faches, berechtigt ist, über Arzttum und ärztlichen Beruf zu schreiben. Dazu sei zunächst einmal ganz ausdrücklich betont, daß es grundsätzlich falsch ist, in dem Pathologen einen lebens- und wirklichkeitsfremden Theoretiker zu sehen, dessen Arbeit sich lediglich am Schreibtisch und im Tier-Laboratorium abspielt. Gerade wir sind oft mehr als uns lieb ist, in der Lage, zu den Fragen der Grenzen der ärztlichen Kunst- und ärztlichen Ausbildung Stellung zu nehmen, wenn wir ja auch naturgemäß leicht zu Pessimisten werden, weil wir immer nur die negativen Erfolge zu sehen bekommen.

Wenn man uns als Wissenschaftler fragt, ob wir unter der Einwirkung der neuen Zeit gezwungen waren, unsere Forschungs- und Arbeitsmethoden grundsätzlich zu ändern, so kann diese Frage nur mit „nein“ beantwortet werden, so weit es sich um die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Medizin handelt. Wir werden immer versuchen und versuchen müssen, die Erscheinungen des Lebendigen und auch diejenigen Lebenserscheinungen, die wir beim Menschen unter normalen oder krankhaften Umständen ablaufen sehen, zunächst auf möglichst einfache physikalische und chemische Grundgesetze zurückzuführen. Nur wenn wir das mit allen Mitteln versuchen, können wir erwarten, dem großen Rätsel „Leben“ selbst hier und da etwas näherzutreten. Daß wir das Rätsel selbst lösen werden, können wir nie erwarten und werden wir nie erreichen; und wir lernen, je weiter wir in der Erforschung des Lebendigen kommen, immer mehr erkennen, daß in ihm noch besondere Gesetze schlummern, die wir vorläufig meist nur mit Worten bezeichnen, ohne sie klar definieren oder gar in der Art ihrer Wirkung näher verfolgen zu können. Wir lernen bescheidener werden und werden um so bescheidener, je besser wir das Rüstzeug naturwissenschaftlicher Methodik beherrschen.

Ebenso sicher aber, wie es ohne exakte Naturwissenschaft keine sicher begründete Medizin gibt, ebenso sicher ist es, daß Arzttum mehr ist als angewandte Naturwissenschaft, mehr als Umgehen mit Röntgenstrahlen und Reagenzglas, mit Messer und Spritze. Und das ist etwas, was, glaube ich,

mancher von uns jetzt klarer erkannt hat und damit auch zum Bestandteil seines Unterrichtes machen muß. Arzt sein heißt eben nicht nur, seine Kenntnisse an den Mann bringen, sondern heißt Helfer zu sein, Helfer mit heißem Herzen für seinen Kranken, für sein Volk. Wo diese innere Haltung der Ärzte verlorenging, da bildete sich eine instinktive Segnerschaft im Volk. Kein Arzt wird je imstande sein, alle seine Kranken gesund zu machen. Und kein Mensch im Volke erwartet das vom Arzt. Aber jeder Volksgenosse erwartet, daß der Arzt ihn als leidenden Menschen behandelt, und wo er dieses Sehnen bei seinem Arzt erfüllt sieht, da wird er auch dann ein persönliches Verhältnis zu ihm haben, wenn er sieht, daß der Arzt ihm nicht helfen kann. Das Vertrauen zur Heilkunde ging nicht verloren, weil die Ärzte zu wenig w u s t e n, sondern weil sie zu wenig Menschen waren.

Und fast schien es, als ob dieses Vertrauen restlos verloren sei, und es drängten sich Kräfte vor, die behaupteten, dieses Vertrauen mehr zu verdienen. Das hätte die deutsche Ärzteschaft n i c h t verdient. Denn sie kann sich in Wissen und Verantwortungsbewußtsein noch immer mit dem Arzestand jedes anderen Landes messen. Und daß auch die exakte ärztliche Wissenschaft einen Vergleich mit der sogenannten Naturheilkunde aufnehmen kann, das haben die Erfahrungen der letzten Jahre ergeben. Es ist eine Sache jeder Revolution, daß sie mit althergebrachten Überlieferungen aufräumt und bereit ist, neue Dinge mit neuen Methoden anzufangen. Daß sie sich nicht scheut, auch alte heilige Traditionen kühl beiseitezuschieben. So trat der Nationalsozialismus vorurteilsfrei der Wissenschaft gegenüber, die sich mit kühnem Stolz Naturheilkunde nannte; wo sie eine wirkliche „R u n d e“ war, also sich auf ernstem Studium aufbaute, da hatte sie das Recht, geprüft zu werden und ihren Wert gegenüber der „Schulmedizin“ zu beweisen.

So entstand der Gedanke des Rudolf-Hefz-Krankenhauses in D r e s d e n, in dem naturheilkundige Ärzte mit namhaften Vertretern der Schulmedizin in Idealkonkurrenz die Behandlung von Kranken pflegen. Ich glaube, daß auch hier die „exakte“ Medizin sich des Vergleichs mit der Naturheilkunde nicht zu scheuen braucht. Aber ebenso wäre es vermessen, nicht zuzugeben, daß die Universitäts-Medizin von der anderen Seite lernen könnte. Durch eine solche vorurteilslose Prüfung wird sehr viel mehr erreicht als durch den Papierkrieg gegen die „R u r p f u s c h e r e i“, wie er in den Jahren vor 1933 üblich war. Daß die wirkliche „P f u s c h e r e i“ im ärztlichen Lager und im nicht-ärztlichen Lager mit Energie bekämpft werden muß und bekämpft wird, entspricht dem „Leistungsprinzip“ des Nationalsozialismus. Eine gewisse Säuberung ist im Lager der „unkundigen Heilbehandler“ schon eingetreten, und auch der ärztliche Stand hat manches abgestreift, was seiner nicht würdig war. Daß es dem ärztlichen Stand um seine Ausbildung und Weiterbildung ernst ist, zeigen vor allem die r e g e l m ä ß i g e n Fortbildungskurse, an denen jetzt jeder Arzt in gewissen Abständen regelmäßig teilnehmen muß. Sie dienen dazu, jeden einzelnen wieder mit den neuesten Erfahrungen der Wissenschaft bekannt zu machen und ihm das Rüstwerk zum Wohl seiner Kranken in

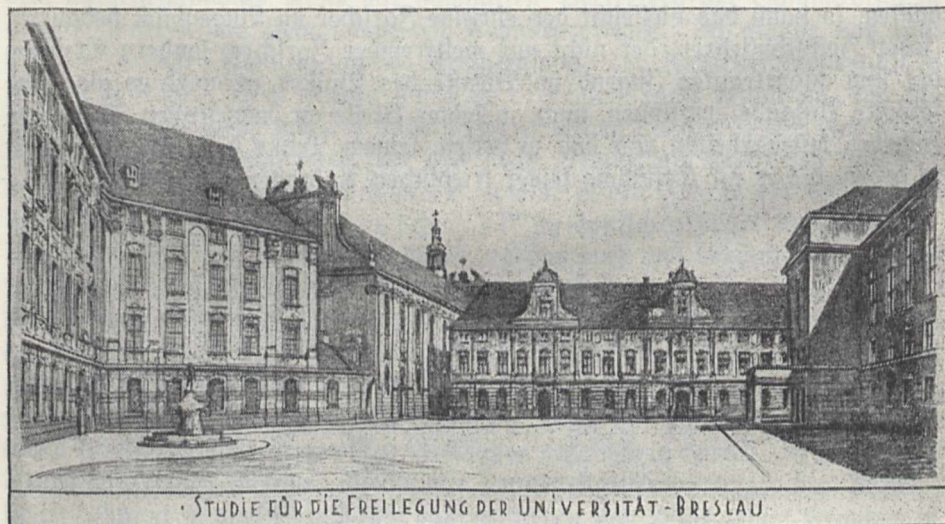
die Hand zu geben. Und gerade wir Universitätslehrer empfinden es als eine unserer schönsten Aufgaben, nicht nur Studenten zu unterrichten, sondern unseren schwer in der Front des ärztlichen Berufes arbeitenden Kollegen draußen im Lande auf diese Weise in ihrem Kampf helfen und — von ihnen lernen zu können. Was können wir von ihnen lernen? Gewiß, häufig nicht rein wissenschaftliche Dinge. Sie haben keine Zeit und Gelegenheit, wissenschaftliche Forschungen zu treiben. Ihre Aufgaben sind so groß, daß sie den Tag voll ausfüllen. Aber wir lernen von ihnen aus ihren Fragen, aus ihrer Aufmerksamkeit und dem Interesse, mit dem sie mitarbeiten, aus ihren Einwürfen, die aus dem praktischen Leben stammen, wir lernen, in unserem Unterricht der Studenten das praktisch Wichtige von dem Unwichtigen unterscheiden. Wir sehen, wo wir Fehler im Unterricht machen. Wir wollen uns doch nicht überschätzen. Jeder Wissenschaftler hat gewisse Spezialinteressen, die er zu stark betont, um deretwillen er, vielleicht unbewußt, andere, für die Praxis wichtige, vernachlässigt. Da stellen die Fortbildungsvorträge eine gute Kontrolle dar für den, der aus ihnen zu lernen weiß.

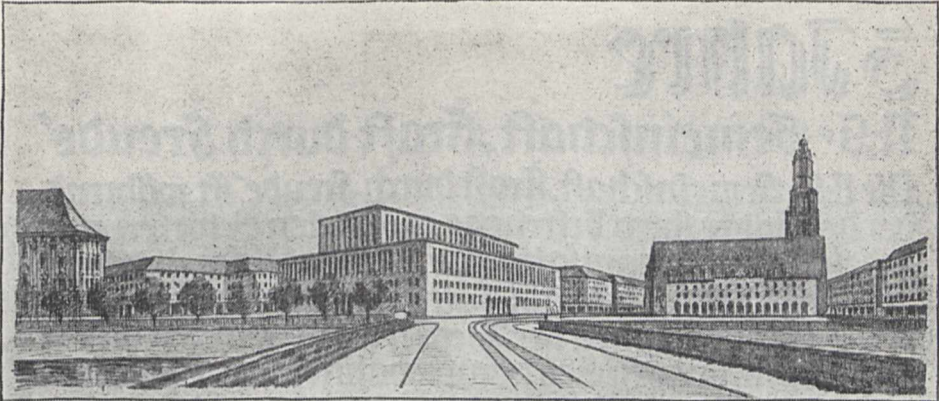
Der Staat hat in erster Linie ein Interesse daran, daß auf seinen Universitäten gute Ärzte ausgebildet werden, die ihren Aufgaben in der Praxis gewachsen sind. Deutschland ist im Zustand der belagerten Festung. Es muß sich darauf einstellen, zu jeder Zeit und unter allen Umständen auch mit seiner Ärzteschaft den Aufgaben gewachsen sein, die der Augenblick ihm aufdrängen kann. Und gerade hier in Schlesiens muß jeder ältere Student der Medizin und jeder praktische Arzt zugleich ein Arzt des Heeres sein und über alle Kenntnisse und Fähigkeiten verfügen, die der Augenblick der Not von ihm verlangen kann. Daran mitzuarbeiten, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Medizinischen Fakultät der Universität.

Wenn darüber gelegentlich einmal weniger wichtige Fragen zurücktreten müssen, so kann das vielleicht der einzelne Forscher im Augenblick bedauern. Jeder Hochschullehrer, der nicht nur weltfremder Forscher, sondern Erzieher der ihm anvertrauten Jugend im Dienste des Volkes ist, wird es als seine schönste Aufgabe empfinden, auch an seiner Stelle an dem großen Werk des Führers mitzuarbeiten und ihm zu helfen, seinem Volke diejenige Sicherheit zu geben, die es zur Erfüllung seiner friedlichen Aufgaben gebraucht.

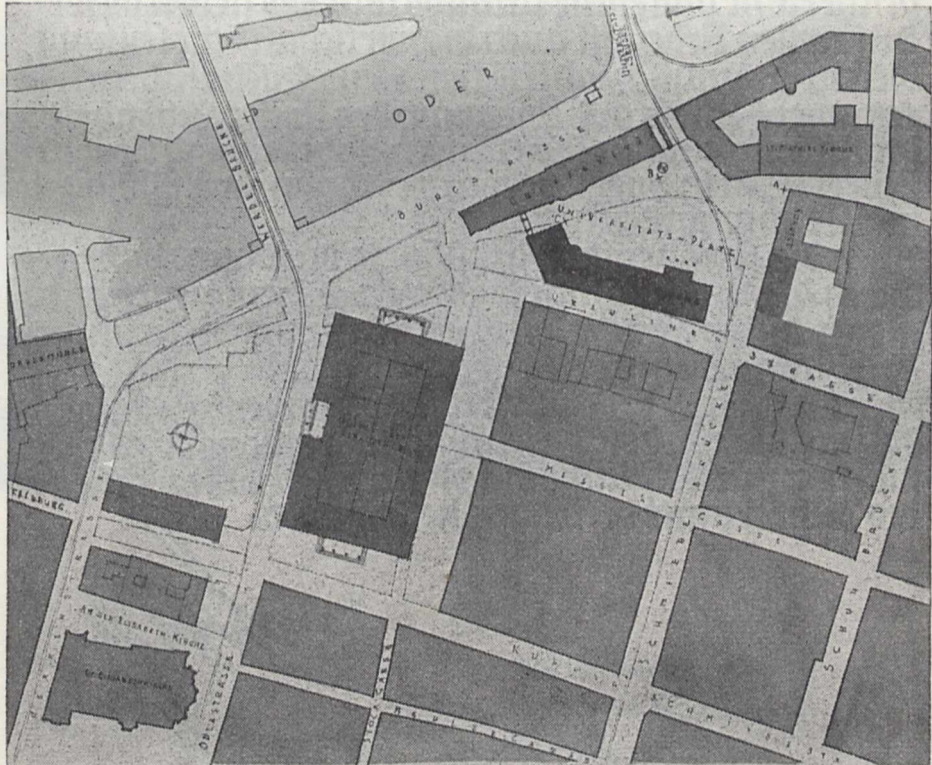


*Vorschlag zur Lösung eines der wichtigsten Probleme,
die alle maßgebenden Kreise beschäftigen:
Studien zur Umgestaltung der Breslauer Universität
von Architekten Richard Gaze und Alfred Roth, Breslau*





NEUBAU DER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK UND NEUGESTALTUNG DES PLATZES AN DER WERDERBRÜCKE



STUDIE FÜR DIE FREILEGUNG DER UNIVERSITÄT - Breslau - UND NEUBAU DER UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK AM ODERUFER.

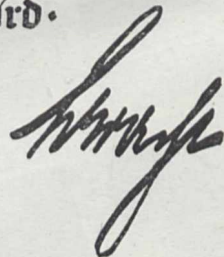
3 Jahre

N-S-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“

Die N-S-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ ist während der drei Jahre ihres Bestehens auf vielen Gebieten zur bedeutenden Organisation geworden. Dieses nicht nur im Reich, sondern auch im Gau Schlesien. Ihre Theater des Volkes gewannen der Theaterkunst neue Freunde. Mit Tonfilmwagen, Reichsautobahn Bühnen und durch viele gute Künstlertruppen brachte sie den Schaffenden auch in den entlegensten Dörfern unseres Grenzlandes manch frohen Feierabend. Tausenden Arbeitskammeraden aus Schlesien und anderen Gauen Deutschlands bescherte sie glückliche Urlaubstage. Neben dieser kulturellen Arbeit ist auch die wirtschaftliche Leistung dieser Nationalsozialistischen Gemeinschaft beachtenswert. Allein auf Anregung des Amtes Schönheit der Arbeit wurde in Werkstätten, Fabriken und Gruben Neuerungen in einem Gesamtwerte von zwölf Millionen Reichsmark geschaffen.

Auch die Fremdenverkehrsgebiete des Gaus haben durch die Urlaubsfahrten der N-S-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ eine nicht unwesentliche Belebung erfahren.

Hierauf gestützt glauben wir annehmen zu können, daß auch die Arbeit dieser jüngsten nationalsoz. Organisation zur Erfüllung des zweiten Vierjahresplanes des Führers mit beitragen helfen wird.



Gaulleiter-Stellvertreter



Konzert im Schloß

Das Amt „Feierabend“ vermittelte
Tausenden unserer Arbeitskameraden
festliche Stunden der Erholung



Gemeinschaftsspiel schafft Arbeitsfreude

Das Sportamt der NS-Gemeinschaft
„Kraft durch Freude“ wirbt auch den
letzten Volksgenossen für die Bewegung
des deutschen Sports

Das Amt Reisen, Wandern und Urlaub
wirkte bahnbrechend für die gesamte Arbeit
der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“





Schönheit der Arbeit gab den Fabriken ein würdiges Aussehen

12 Millionen Reichsmark wurden in Schlesien
für Verschönerung der Betriebe ausgegeben

November

27

Zuswibborspell!

Von Ernst Obst, Gauwart

der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“

Am 27. November 1936 finden sich Gefolgschaft und Führer aller schlesischen Betriebe zu einem kurzen Betriebsappell. Sie gedenken des dreijährigen Bestehens der Nationalsozialistischen Gemeinschaft „Kraft durch Freude“.

Aus der Seele der Arbeit des arbeitenden Menschen heraus ist diese Gemeinschaft erwachsen, und wenn sie „Freizeit-Gestaltung“ auf ihre Fahnen geschrieben hat, so ist der Beweggrund, aus dem sie ins Leben gerufen wurde, alles andere als flache Sucht nach Unterhaltung und kärglich bemessene Freizeitstunden hinzubringen.

Nein, etwas anderes schuf die Nationalsozialistische Gemeinschaft „Kraft durch Freude“: es war der unbändig aufstrebende Stolz unserer deutschen Arbeitskameraden, der sich nicht mehr darin bemühte, sein Tagewerk am Arbeitsplatz zu tun, sondern der über seinen Arbeitskreis hinaus nach kulturellem Gestalten drängte.

Es war ja auch Ungeheures geschehen. War er nicht der letzte Mann im Staate gewesen, der der arbeitenden Faust, hatte man ihn nicht hergeholt und auf die Straße gejagt ganz nach Belieben, hatte man nicht Stolz und Menschenwürde in ihm mit geradezu raffiniertem System zu zerbrechen gesucht, um aus ihm den Idealsklaven des Großkapitals zu machen? — Und auf einmal waren die Ketten zerrissen, auf einmal stand dieser gehetzte, irregeleitete deutsche Arbeiter als Gleicher unter Gleichen. Nun gab es nur noch einen Adel, den Adel der Arbeit, und die Aufgaben, die dem deutschen Arbeitskameraden gewiesen wurden, waren größer, als es die deutsche Not je gewesen war. Es war kein Platz mehr für solche, die nur mitschreien, sondern nur noch für solche, die mittun.

Mitschaffen aber, das ist das Lebenselement des deutschen Arbeitskameraden, und so ist er zum ersten Träger deutscher Ehre geworden.

Damit aber wuchs sein Stolz, sein Bewußtsein des eigenen Wertes, und er griff nach kulturellem Gestalten. Der deutsche Arbeiter will nun zeigen, daß er seine Umwelt zu gestalten versteht. Er schafft neue Formen der Feierstunde, des Reisens und nicht zuletzt der Arbeit überhaupt.

Im Sinne der Nationalsozialistischen Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ wird der Betriebsappell am 27. November 1936 in dem Gemeinschaftsraum der Gefolgschaft stattfinden, so weist schon der äußere Rahmen auf die Gemeinschaftsarbeit im Geiste von „Schönheit der Arbeit“ hin.

Der Appell wird eröffnet durch eine musikalische Darbietung der Betriebskapelle. Es folgt ein Wort des Führers oder des Reichsleiters der Deutschen Arbeitsfront, Dr. Ley.

Wir bringen einige Aussprüche in Vorschlag:

Unser Ziel wird immer sein, das Volk in seiner Lebenshaltung glücklich zu machen. Wir kennen daher keine andere Politik, als die des friedlichen Aufbaues.

Adolf Hitler

Sie müssen sich gegenseitig wieder achten lernen, der Arbeiter der Stirne den Arbeiter der Faust und umgekehrt. Keiner von beiden bestünde ohne den anderen. Die beiden gehören zusammen, und aus diesen beiden muß sich ein neuer Mensch herauskristallisieren — der Mensch des kommenden Deutschen Reiches.

Adolf Hitler

Ehret die Arbeit und achtet den Arbeiter! Es mag einer tätig sein, wo immer er soll, er darf nie vergessen, daß die Nation nur lebt durch die Arbeit aller.

Adolf Hitler

Wir wollen unser Volk erziehen, daß es sich entfernt von dem Irrsinn der ständischen Überheblichkeit, des Standesdünkels, der Einbildung, daß nur die geistige Arbeit zu schätzen wäre, daß das Volk begreife, daß jede Arbeit die notwendig ist, ihren Träger adelt, und daß nur eines schändet, nämlich nichts beizutragen zur Erhaltung des Volkes

Adolf Hitler

Gebet dem deutschen Volke einen wahren Feierabend, aus dessen Jungbrunnen es neu emporsteigen kann, und man wird die höchste Leistung von diesem Volke verlangen können.

Dr. Robert Ley

Jawohl, wir lieben das Leben und freuen uns des Lichtes der Sonne und lieben unser Volk. Wir glauben an dieses Volk und seine Kraft und wissen genau, daß jede Kraft allein aus der wahren und ehrlichen Freude heraus geboren ist.

Dr. Robert Ley

Ob wir fertig werden, ist nicht entscheidend, sondern daß wir beginnen und das Werk anfassen. Was wir nicht vollenden, werden die Kommenden vollenden.

Dr. Robert Ley

Anschließend an den Spruch singt die Werkschar ein Lied. (Vielleicht:*)

Wir sind des Werktags Soldaten

Wir schreiten Kolonnen voran, voran

Es dröhnet der Marsch der Kolonne

Im ersten Morgengrauen

Brüder in Zechen und Gruben

Es pfeift von allen Dächern

Nun ergreift der Betriebsführer das Wort.

An diesem Tage soll er einmal seiner Gefolgschaft den Betrieb nicht als einen volkswirtschaftlichen Faktor vor Augen führen und nicht als die Stätte des täglichen Kampfes ums Brot, sondern er soll die Leistung würdigen, die der Gemeinschaftsgedanke durch die Nationalsozialistische Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ hier in diesem Betrieb hervorbrachte. Er soll der Gemeinschaftsarbeit bei der Verschönerung des Werkes, der würdigen Ausgestaltung der Arbeitsräume, der Schaffung neuer Umkleide- und Waschräume, der Umformung alter Gerümpelplätze in Grünanlagen gedenken. Wichtig sind vor allen Dingen auch die für die Verschönerung des Werkes freiwillig geleisteten Überstunden. Das Zusammengehörigkeitsgefühl der Gefolgschaft, Kameradschaft und gemeinsame Leistung waren der eigentliche Grund, aus dem diese kulturellen Leistungen erwachsen. Dies Band der Kameradschaft umschlingt alle, Gefolgschaft wie Betriebsführung. Aus dieser Kameradschaft heraus konnte es geschehen, daß sich ganze Betriebe zu frohen Festen vereinigten oder gar gemeinsame Reisen unternahmen. Das sind Zeugnisse für die große Wandlung, die bei uns in Deutschland geschah, wo es keine Klassen mehr gibt, sondern nur noch Arbeitskameraden am gemeinsamen Werk.

Nach der Ansprache des Betriebsführers kommt wiederum ein Lied der Werkschar zum Vortrag; anschließend spricht noch ein Werkschermann ein Führerwort, und der Appell klingt mit Musik aus.

So ungefähr kann der Betriebsappell am 27. November aussehen, so oder auch anders. Es soll aber immer eine wuchtige und herbe Feierstunde sein, die aus dem Herzen der Arbeit erwächst und in ihrem Takte mitschlägt. Die Nationalsozialistische Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ soll an ihrem vierten Geburtstag allen Schaffenden in unserem Gau zum Erlebnis werden.

*) „Wir wandern und singen“. Verlag der Deutschen Arbeitsfront.

Feierabend mit Kraft durch Freude

Von Hans Helt

Überall in der Welt spricht man von Deutschland als dem Land der Kultur. Aber nur das Land ist wirklich kulturell, dessen Kultur nicht nur im Volke wurzelt, sondern auch wirklich allen Volksgenossen zugänglich ist. Die großen Meister aller Zeiten haben ihre Werke nicht geschaffen, damit sie auf Bücherbrettern sogenannter Intellektueller verstauben oder vor einem Kreise Auserwählter im Konzertsaal oder Theater zu Gehör gebracht werden. Die Kunst gehört dem Volke, für das sie geschaffen ist, und ist nicht mehr das Vorrecht einiger weniger.

Man hat sich oft den Kopf zerbrochen, wie man die Kunst dem einfachen Menschen näherbringen könne, und hat doch nie des Rätsels Lösung gefunden. Man hat Kulturorganisationen ins Leben gerufen, die aber niemals auf einer breiten Basis arbeiten konnten, weil ihnen — und das ist der springende Punkt — die Verbindung mit der Gesamtheit des Volkes fehlte. Die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ hat nicht lange beraten, sondern hat gehandelt. Das Amt Feierabend begann ganz allmählich die deutsche Kultur wieder mit dem arbeitenden Menschen in Verbindung zu bringen. Es ist oft darüber gestritten worden, ob der Weg, den man eingeschlagen hatte, der richtige sei. Aber die Entwicklung hat den aus der Praxis gekommenen Maßnahmen recht gegeben.

Wenn heute in Deutschland jährlich viele Millionen Menschen durch das Amt Feierabend betreut werden, so würde das an und für sich noch kein Beweis für die Richtigkeit der getroffenen Maßnahmen sein. Doch man konnte nicht damit beginnen, den Arbeiter, der von der Drehbank kam, oder den Kumpel aus der Grube, der noch nie in einem Theater war, in eine Opernvorstellung zu setzen. Man hätte das Gegenteil von dem erreicht, was Aufgabe des Amtes Feierabend ist. Der schaffende Mensch, der müde und abgespannt von seiner Arbeit heimkommt, ist für fremde, unbekannte Dinge nicht mehr aufnahmefähig. So wie der Schüler nicht mit der Bruchrechnung anfängt, sondern erst einmal das kleine Einmaleins beherrschen muß, um die nötigen Grundlagen zu haben, muß auch beim Kunstverstehen ein systematischer Aufbau, gewissermaßen eine Schulung, durchgeführt werden.

Aber alles, was nach Schulung, nach Unterricht schmeckt, wird vom erwachsenen Menschen zunächst einmal abgelehnt. Man hat auch in der Systemzeit versucht, den arbeitenden Menschen für die Kunst und für das Theater zu gewinnen. Doch das, was man ihm vorsetzte, hatte nichts mit Kultur zu tun. Das war nichts anderes als das hilflose Gestammel rassefremder Raffeehausliteratur oder die verbalhornisierte Wiedergabe guter deutscher

Kunst, die durch angeblich geschäftstüchtige Regisseure zerschlagen wurde. Dazwischen noch ein wenig Klassenhaßpredigt, Glorifizierung marxistischer Ideale und im übrigen nur Konzessionen an die niederen Instinkte. So und nicht anders sah damals die „deutsche Kultur“ aus. Was hier von der Kunst im Theater gesagt wurde, gilt gleichermaßen für alle anderen Kulturgebiete. Die deutschen Menschen und vor allem der Arbeiter, der im Innern unverbildet geblieben war, verstanden diese „artfremde Kunst“ nicht. Hier mußte das nationalsozialistische Deutschland erst einmal Wandel schaffen.

Mit der weltanschaulichen Ausrichtung des Kunstschaffens allein waren die Ziele nicht erfüllt. Erst dann konnte die Kunst wieder deutsch sein, wenn es gelungen war, die Kultur wieder im Volke zu verwurzeln. Die Feierabendgestaltung für den schaffenden Menschen bot hierzu die beste Gelegenheit. Ganz allmählich mußte man die Kräfte sammeln und all die feinen Regungen der menschlichen Seele, die sich zur Kunst verbunden fühlen, wieder wecken. Es galt, die natürliche Scheu zu überwinden, die der Arbeiter vor dem Theater, vor dem Konzert- und Vortragsaal hatte. Denn trotz einer angeblich sozialistischen Regierung waren die Pflegestätten der Kunst in Deutschland dem Arbeiter verschlossen.

Sie waren ihm aus zweierlei Gründen verschlossen: einmal glaubte er, daß Kunst und Kultur etwas sei, was er nicht verstände, und zum andern fehlte es ihm am notwendigen Geld, um teilzuhaben an den Werken deutscher Meister. Kultur, die dem Volke vermittelt werden soll, kann kein Geschäft sein und darf nicht dazu benützt werden, um Geld zu verdienen. Bei der Machtübernahme aber war Deutschland ein verarmtes Land, und man konnte nicht von heute auf morgen den Lebensstandard des einzelnen heraussetzen. Also mußte man die Preise, zu denen Kunst vermittelt wurde, heruntersetzen, mußte Mittel bereitstellen, um jedem die Teilnahme zu ermöglichen. Die Schaffung des „Theaters des Volkes“ in zahllosen deutschen Städten war Sozialismus der Tat. Aber auch die geistige Gewinnung des schaffenden Menschen für die Kunst war nur eine Frage der Zeit. Über die heitere Muse ging der Weg zum Drama und zur klassischen Oper. Wenn heute in Schlesien Hunderttausende die Theateraufführungen des Amtes Feierabend der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ besuchen, so ist das der beste Beweis, daß die getroffenen Maßnahmen die richtigen waren.

Wenn hier immer wieder vom Arbeiter gesprochen wurde, so sind damit beide Gruppen gemeint, die der Nationalsozialismus kennt: den Arbeiter der Stirn und der Faust. Die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ will in ihren Veranstaltungen nicht nur die Gefolgschaft des





Betriebes sehen, sondern auch den Betriebsführer. Volksgemeinschaft ist nicht nur Kameradschaft im Betrieb, Volksgemeinschaft ist auch das gemeinsame Erleben des Feierabends.

Wenn weiter oben gesagt wurde, daß die Kultur im Volke wurzeln muß, so kann sich „Kraft durch Freude“ nicht nur darauf beschränken, Kultur zu vermitteln. Theateraufführungen, Konzerte, Vorträge usw. sind Veranstaltungen, bei denen es einen gebenden und einen empfangenden Teil gibt.

Gewiß wird auch hier der Hörer nicht nur unterhalten, sondern auch angeregt. Aber auch die volkskulturelle Arbeit darf nicht vergessen werden. In jedem Menschen schlummert ein eigener künstlerischer Betätigungsdrang. Diese Kräfte müssen immer wieder aufs neue geweckt und in die richtigen Bahnen gelenkt werden. Eine Volkskunst muß wieder in Deutschland erstehen, die jedem die Möglichkeit zur Betätigung gibt. Das Laienspiel soll kein Ersatz für das Berufstheater sein, sondern seine Pflege soll dazu dienen, den Teilnehmenden Freude zu bereiten und zum andern auch weltanschauliches Gedankengut zu vermitteln. Das Singen in der Betriebsgemeinschaft und in offenen Singstunden soll die Liebe zum deutschen Liede wieder wecken. Die Pflege der Hausmusik soll deutsche Kultur in die Keimzelle des Staates, in die Familie hineinragen und so mithelfen, deutsche Kultur bis in die letzte Stube schaffender Menschen zu bringen. Der Volkstanz und die Trachtenpflege sollen das Volk wieder freimachen von den letzten Resten einer noch hier und da vorhandenen artfremden Sitte. Volkstumsarbeit ist eine der wichtigsten Aufgaben, die das Amt Feierabend zu erfüllen hat.

Es ist hier so viel von Kunst und Kultur, von Aufbau und Schulung gesprochen worden. Manch einer wird jetzt vielleicht sagen: „Ich denke, RdF will nur Unterhaltung und Erholung schaffen?“ Weit gefehlt! Gerade das Amt Feierabend hat die Aufgabe, die Kultur den schaffenden Menschen zu vermitteln. Nach dreijähriger Tätigkeit hat diese Organisation die Blicke der ganzen Welt auf sich gezogen. Von Jahr zu Jahr, ja man kann schon sagen, von Tag zu Tag wachsen die Aufgaben, denn mit der fortschreitenden Erziehung des Arbeiters steigen die Ansprüche. Schon heute langen in vielen Orten die Räume, in denen Theater gespielt wird oder heitere Unterhaltungsabende geboten werden, nicht mehr aus. Und noch weitere Gebiete sollen hinzukommen. Der Konzertsaal soll in weit größerem Maße als bisher dem schaffenden Menschen erschlossen werden. Die größten deutschen Musiker werden schon in absehbarer Zeit in den Ver-

anstaltungen des Amtes
 Feierabend im Gau Schle-
 sien ihre Kunst darbieten
 und so einen lebendigen
 Beweis der Verbunden-
 heit zwischen Kunst und
 Volk liefern. Deutsche
 Dichter werden aus ihren
 Werken den Kameraden
 der Arbeit in Betriebs-
 veranstaltungen vorlesen,
 und so den Eindruck ihrer
 Persönlichkeit dem Ar-



beiter der Faust vermitteln. Die Persönlichkeit des Dichters
 läßt erst das geschriebene Wort lebendig werden und schafft dem arbeitenden
 Menschen das richtige Verständnis für die Gestaltungskunst eines Dichters.
 So erobert sich der deutsche Arbeiter Schritt für Schritt die deutsche Kultur,
 und die Kultur erobert den arbeitenden Menschen. Der schaffende Künstler
 weiß wieder, für wen er arbeitet, weiß, daß seine Kunst geachtet wird, daß
 sie erfreut und erbaut zugleich. Die Volksgemeinschaft wird fester ge-
 schmiedet, denn die Zeit, da der Handarbeiter eine Klasse für sich bildete, ist
 vorbei. Er lernt wieder verstehen, daß Kunst nichts Unverständliches ist,
 sondern daß sie etwas Erhabenes sein will, etwas, das neben der Erholung
 und Entspannung auch zum Denken anregen will.

Gerade der deutsche Mensch braucht immer wieder Dinge, die innere Saiten
 in ihm anklingen lassen, will Feierstunden erleben, die zur inneren Einkehr
 zwingen.

Und noch eins. Tausende von Amtswaltern arbeiten im Gau Schlesien, und
 wenn sie dann für die Veranstaltungen des Amtes Feierabend werben, haben
 sie es nicht immer leicht. Aber sie sollen eins nicht vergessen, sie arbeiten
 und werben nicht für die Veranstaltungen einer Organisation, sie arbeiten
 nicht für die Erhaltung irgendeines Theaters oder eines Künstlers. Sie
 kämpfen alle für die Erhaltung und Zurückeroberung der deutschen Kunst und
 helfen damit am Aufbauwerk des Führers.

Gerade hier in Schlesien haben wir gesehen, welche rasche Aufwärts-
 entwicklung die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ genommen hat. In
 Hunderten und aber Hunderten von Veranstaltungen sehen wir, wie der
 Feierabend des werktätigen Menschen gestaltet wird, und Schritt für Schritt
 nähern wir uns dem Ziel, eine deutsche Volkskultur zu schaffen, die all die
 Millionen schaffender Deutscher erfasst. Das gewaltige Werk
 wurde vor drei Jahren aus dem Nichts begonnen und
 ist heute ein schlagender Beweis für den Willenatio-
 nalsozialistischer Aufbauarbeit. Wer hier noch abseits stehen
 will, stellt sich außerhalb der Volksgemeinschaft, die Volksgemeinschaft aber
 zu schaffen, ist das Ziel des Dritten Reiches.

Kraft durch Freude im Lauf

Alle großen Erlebnisse eines Volkes finden ihren Niederschlag in den Büchern, in denen die Nation ihr Leben noch einmal lebt. Vielgestaltig ist das Erleben eines Volkes, hunderte, die bei einem Geschehen dabei waren, habe ein ganz verschiedenes Erlebnis davon heimgebracht, jeder sah es mit seinen Augen, reihte es einer Anzahl vorhergegangener Erlebnisse an und verarbeitete es zu einem Ganzen. Die Summe aber unserer Erlebnisse schweift uns zusammen mit allen denen, die sie gemeinsam mit uns haben, sie erst macht uns zu dem, was wir voller Stolz sind, zu einem Glied unseres Volkes.

Oft hat es lange gedauert, bis ein Volk einem großen Gemeinschaftserlebnis im Rahmen seiner Literatur Ausdruck gegeben hat. Das große Erlebnis des Krieges, der Völker traf, die auf beiden Seiten mit allen seinen Ubeln so abhold wie nur irgend möglich waren, brauchten gegen zehn Jahre, um reif und voll dies erschütternde große Erlebnis härtester Mannheit auch in der Literatur der Völker zu der Frucht reifen zu lassen, die für alle einen innerlichen Sieg bedeutet. Die deutsche Revolution fand ein Volk vor, das zum großen Teil seit Jahren diesen Tag mit heißem Herzen ersehnte, und so wurde sie zu dem innerlich reifsten Ereignis der deutschen Geschichte. So nimmt uns die stattliche Reihe der Bücher, die aus diesem Erleben entstanden, nicht wunder, denn es erhob unser Volk zu seinem großen Mittag. Seitdem ist manches Wirklichkeit geworden, das unser deutsches Volk seit Jahrhunderten ersehnte, vor allem aber erhielt der uralte deutsche Wunschtraum, das Sehnen nach fernen Gauen und Ländern, zum erstenmal in der Geschichte seine gesunde und herrliche Erfüllung.

Vor mir liegen drei Bücher.

Außerlich ähneln sie den vielen, die wir in den Auslagen der Büchergeschäfte sehen. Aber eines verbindet die drei, auf ihrem Umschlag sieht man Schiffe und Meer: Das Symbol des Reisens. Auf einem grüßen uns die Palmen von Madeira, auf einem anderen Ballholm in seiner eisigen Pracht und Schönheit.

Es sind dies drei erlesene Bücher, die fern von billiger Konjunktur uns das völlig neue deutsche Gemeinschaftserlebnis der „Kraft-durch-Freude“-Reisen wiedergibt.

Ihre Namen sind: „RdF — das große Urlauberschiff“ in dem Limpert-Verlag Berlin-Dresden, zusammengestellt von Otto Kraus;

„Brandelmann auf großer Fahrt“ von Gerhard Starke, Büchergilde Gutenberg, Berlin;

„Volk zu Schiff“ von Jacob Schaffner, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

Das erste Buch ist, wie gesagt, eine sehr glückliche Zusammenstellung. Deutsche Schriftsteller haben hier kurze Erlebnisse niedergeschrieben, die auch bei der herzlichen Romik, die sie oft atmen, doch immer getragen sind von dem tiefen Erlebnis, das die gesamte Reisekameradschaft beseelt. Zugleich aber ist es geschrieben aus der überströmenden Dankbarkeit eines Volkes gegen seine Führer.

Nehmen wir ein Stück aus einer kurzen Erzählung. Ein Maler hat während der Skagerak-Gedenkfeier eine mitreisende Frau gezeichnet und tritt nach der Feier mit dem Blatt in der Hand zu ihr. „Ich habe Sie gezeichnet, da, sehen Sie, es ist wunderschön geworden. Sie standen so ruhig, daß ich jede Einzelheit festhalten konnte“, sagte der Maler in einem Ton zu ihr, in dem etwas wie eine Entschuldigung klang. Sie blickte auf das Zeichenpapier.

„Ja, wirklich, ganz natürlich, aber mußte es sein, daß Sie mich bei meinem innersten Erleben belauschten?“

„Was heißt das, der eine jauchzt vor Freude, der andere kann besser mit sich fertig werden, wenn er Tränen sprechen läßt.“ — „Nein, Sie irren, es war nicht wegen der Fahrt, die ist so schön, daß man bestimmt nicht zu weinen braucht. Es war wegen derer, die dort unten ruhen. Mein Mann ist auch am Skagerrak geblieben. — Ich habe mich mit meinen Kindern all die vielen Jahre durchgeschlagen. Jetzt sind sie groß und seit langem bei der Marine. Sie haben schon oft das weite Meer, das Heldengrab ihres Vaters gesehen. Und ich? Mein sehnlichster Wunsch war es immer, wenigstens einmal hier das Meer rauschen zu hören und zu sehen, wo mein Mann ruht. Das Geld, das ich mit meiner Hände Arbeit verdiene, hätte natürlich nie gereicht, eine solche Seefahrt zu machen. Als ich hörte, daß „Kraft durch Freude“ nach Norwegen fährt, da sparte ich bald die paar Mark zusammen, um wenigstens einmal hier sein zu können.“

Mit einem kurzen Gruß verschwand die Frau wieder in dem Gewoge der Urlauber. Hätte der Maler sie nicht auf dem Skizzenblock festgehalten, er hätte an eine Vision glauben können. Nun stand er wieder unter den Urlaubern und fing mit seinem Zeichenstift diese Stimmung der Freude und des Erstaunens über die Gewalt der Natur ein, die jeden beseelte, als vor der „Monte Olivia“ mehr und mehr die norwegische Küste aus dem Wasser emporstieg.

Das ganze Erlebnis einer Reise gibt uns Gerhard Starke in seinem Buch, dem er den Untertitel „Roman einer unverhofften Freude“ gibt. Das Buch zeichnet sich durch die starke Unmittelbarkeit des Erlebnisses und durch prächtige Charakterdarstellung aus. Die Handlung ist einfach: Eine Druckerei, deren Betriebsführer ein guter Geschäftsmann ist, sich aber gar nicht um seine Gefolgschaft kümmert, hat dennoch auf Zureden einige Arbeitskameraden nach Norwegen geschickt. Diese Reise wird allen zum Erlebnis, das den ursprünglich „knallroten“ Betrieb in andere Bahnen lenkt... Nach Schichtschluß holen die Kameraden den Helden des Buches, den Setzer Brandelmann — einen Ehemaligen von der SPD — zu einer Molle in die Kneipe.

. . . Der Angestellte vom Druckereikontor, den plötzlich alle ganz ordentlich fanden, wenn er seine Stirne auch immer sehr wichtig kraus zog beim Sprechen, mischte sich jetzt auch in das Gespräch der drei. Warum soll denn ein Angestellter nicht auch seine Meinung haben? Aber im Betrieb, da hatte man bisher glatt aneinander vorbeigelebt! — Als wären die andern überhaupt nicht da! — Das mußte anders werden! Davon war auch jeder überzeugt, der hier saß.

In diesem Sinne trank man sich zu und zog den Qualm der Zigarrenlage ein, die der Angestellte großzügig geschmissen hatte. Brandelmann hatte sich noch nicht beruhigt. „Wenn ick et verdient habe, Mensch, warum kann ick mir 't nich jestatten? Warum ist mein Lohn nich ausreichend? Man kann schufsten ein Leben lang und kommt doch zu nischtl! Und so 'ne „Kraft durch Freude“-Fahrt — ick kann ma nich helfen — is wie 'n Köder, an den man anbeißen soll. Damit man de Schnauze hält, soll man nu ooch mal 'n Happen kosten von det schöne Leben.“

Alles schaute den Zellenobmann an, der für jeden hier am Tisch als die Stimme des Nationalsozialismus galt. Was er sagte, war amtlich. Wüßte er keine Antwort, log die Partei. Jedoch er war nicht verlegen.

„Kraft durch Freude“ ist kein Geschenk, sondern eine sozialistische Einrichtung. Daß Du diese Reise erhältst, ohne dafür zu bezahlen, ist eine Ausnahmererscheinung. Der Alte will seinen guten Willen bezeugen und Du — Du hättest ja sicherlich nie eine RdF-Reise mitgemacht, einfach, weil Du noch nicht willst. Auf der einen Seite steht also der Alte, auf der anderen Du; Ihr müßt beide noch die Reste der Vergangenheit abstreifen. Aber eins weiß ich: Wenn Du zurückkommst aus Norwegen, nimmst Du Dir bestimmt eine RdF-Reiseparkarte und im nächsten Jahre bezahlst Du Deine Reise ganz alleine!“

„Na, man nich so überstürzen“, sagte Brandelmann, der schon etwas veröhnlicher dreinschaute. Der Betriebszellenobmann spann seinen Gedanken noch weiter.

„Du, als alter Gewerkschaftler, Karl, erinnere Dich mal an den Jahrzehnte zurückliegenden 1. Mai, von dem vorhin der Gauwalter sprach. Damals verteilte die Sozialdemokratie Flugblätter. Im sozialdemokratischen Zukunftsstaat sollten einmal die Arbeiter auf eigenen Schiffen die Meere befahren. Und nun: Die Schiffe sind da! Es sind unsere Schiffe, unsere eigenen, wir haben sie uns erobert. Nicht unter dem Zeichen der roten Parteifahne, sondern als eine Errungenschaft der Nazis. Seit 1934 sind sie da!

Mit so einem Schiff fährst Du, Brandelmann. Ein Stück von diesem Schiff gehört auch Dir irgendwie. Und was den Lohn anbelangt: „Kraft durch Freude“ ist ein Teil des Lohnes, den die Gemeinschaft Dir zahlt. So muß Du es ansehen.“

„Aber der Lohn in bar ist mir lieber, damit könnte ick anfangen, wat ick will.“ Ganz überzeugt war er immer noch nicht!! —

Aber bei der Abreise wendet sich das Blatt schon ein wenig.

. . . . Inzwischen kamen auch die anderen Arbeitskameraden der Sparrmann U.-G. mehr gelaufen als gegangen. Acht Mann und Lieschen Müller, für die die Belegschaft neulich gesammelt hatte. Da waren auch der Zellenobmann und „Schlächterkarl“!

„Mensch, Brandelmann, sieh mal, der Altel!“

„Wat, wo?“ fragten die Männer erstaunt, „is doch nicht möglich!“ Durch die Sperre kam tatsächlich Doktor Sparrmann. Er wollte seinen Gefolgschaftsmitgliedern persönlich gute Reise und glückliche Fahrt wünschen. Er war überhaupt ganz anders geworden. Für die Männer hatte er eine Kiste Zigarren mitgebracht und für Lieschen Müller ein Schächtelchen Konfekt.

„Sollt mal alle zufrieden sein die acht Tage, nachher schmeckt die Arbeit um so besser!“

„Alles einsteigen“

„Plätze einnehmen!“

Brandelmann umarmte seine Frau und den Jungen:

„Sei schön artig und folg der Mutter, bis Vater zurückkommt.“

Der Gauwalter ist nun auch schon erschienen und geht an den drei Wagen entlang, um den Kameraden die Hand zu drücken.

Aus den Fenstern beugen sich die Köpfe.

Jeder will seinen Angehörigen und den Kameraden noch einmal die Hand schütteln.

Der Zug rückt an — langsam — langsam.

„Muß i denn, muß i denn, zum Städtle hinaus“

Brandelmann ist gerührt. Er sieht seine Frau, den Jungen und daneben den Chef. So ähnlich war's auch damals 1914. Dieselbe Begeisterung. Doch heute lockte ein anderes Ziel.

Damals der Krieg — heute eitel Lust und Freude!“

*

Auf dem Hintergrund des Fahrterlebnisses hat der Verfasser mit zarten, flüchtigen Strichen angedeutet, wie „Schlächterkarl“ zu einer braven Frau kam und wie allmählich Brandelmanns Druckereibetrieb zu einer Kameradschaft zusammenwächst, an der auch der „Chef“ und die „Angestellten“ Anteil haben.

*

Als drittes Buch nannten wir Jacob Schaffners „Volk zu Schiff“. Das Buch verdient schon um des Verfassers willen Beachtung. Jacob Schaffner ist Schweizer, sein Buch ist „der kommenden Schweizerischen Volksgemeinschaft in Liebe und unverbrüchlichem Glauben“ gewidmet. Ich möchte das Buch als eine Art Reisetagebuch bezeichnen, und zwar als Reisetagebuch eines Menschen, der um die Seele seines Volkes ringt. Wie stets bei starken Naturen, so fällt auch bei Schaffner das Unwesentliche fort, dafür steht das Erlebnis des Nationalsozialismus, der Reiseeindrücke, der Bordkameradschaft stark im Vordergrund. Mit freien Blicken beobachtet er die Reisekameraden.

Im Kloster B e l e m beobachtet er einen Berliner.

. . . Im Innern der Hallenkirche meinte Fritz Rimmel: „Da reichen die Werktagsgaugen aber nich aus.“ — „Mensch, so wat auszuklamüßern! Wie det gemacht is: Mensch und Tier, det Kindlein mit der Mutter im Vordergrund mit richtigen Gesichtern, die Gruppen im Hintergrund in Verkleinerung sogar, dazu Berg und Tal, Ruinen und Palmen: da kannste mal sehen, wat Kunst is.“

Auf verblüffend leichten, hohen, scharfgekanteten Säulen schwebt streng nordisches und sehr schönes steinernes Netzgewölbe. Die Säulen sind von unten bis oben verziert mit allem, was damals portugiesisches Dasein ausmachte. Das gesamte Innere besteht aus einem leichten gelblichen Marmor, ein ungemein organisches, körperliches Material, sinnlich = übersinnlich, in gewisser Weise durchsichtig und doch widerständig, vom Alter gezeichnet und sprechend jugendlich in dem lichten Schein jeder Form und Bewegung. Die Raumverhältnisse sind groß und übereingestimmt, daß du dich sofort harmonisch hineingefügt fühlst, wo du auch stehen magst. Die Wände hat man leergelassen, und das wirkt in seinem Ernst hochmonumental wie eine wahrhaftige Überraschung neben dem singenden und lachenden Innenleben dieses Gotteshauses.“

*

Vieles Grundsätzliche hat uns Schaffner in seinem Erlebnissbuch zu sagen, was uns lieb und wichtig ist, weil er mit den scharfen Augen des bewußt deutschstämmigen Ausländers sieht.

. . . „Aber sogar die Beziehungen mit den anderen Völkern sind der wahren Volksgemeinschaft nicht bloß politisches Ziel, sondern heute schon eine seelische Notwendigkeit. Nach Norwegen oder Madeira zu fahren, ist für dieses Binnenvolk ein Gemütsinhalt, ein Urbedürfnis, denn sie stammen von den Männern ab, die jahrhundertlang nach Süden, Osten und Westen ausgezogen sind. War die damalige Form der Kolonisationszug, so ist die heutige eine wirkliche Völkerfreundschaft, erwacht und veredelt in langer Einsamkeit und erhöht durch Erkenntnisse, die sich nur in der Not und im schwersten Lebenskampf gewinnen lassen.

Das ist der Kern der neuen geschichtlichen Haltung des deutschen Menschen. In dieser Gesinnung steht er Seite an Seite mit anderen Nationen. Störend und trübend im Bild wirken noch die ungelösten internationalen Fragen aus der letzten schmerzreichen Epoche; sind die einmal bereinigt, so wird gerade der völkerverbindende Seelengehalt dieses Neuvolktes offenbar werden, der keine bürokratischen Pläne gebiert, sondern auf Handlungen und Tatsachen drängt, auf neue Zustände, auf Wirklichkeit und Organhaftes.

„Kraft durch Freude“ — dreimal gesehen als Erlebnis vieler, als Erlebnis eines einzelnen, als Erlebnis eines Ausländers; allen haben diese Bücher viel zu sagen. Aber dreimal gesehen? Nein, viermal! Uns selbst ist da „Kraft durch Freude“ zum Erlebnis geworden als eine Großtat des schaffenden deutschen Volkes.

Kraft durch Freude und Grundmenschlichkeit

Landesfremdenverkehrsverband Schlesien

„Bad Salzbrunn: 72 Kilometer von Breslau liegt Bad Salzbrunn, dessen Besuch man nicht zu sehr auszudehnen braucht. Es gehört dem Fürsten Pleß, zeichnet sich durch wahrhaft fürstlich hohe Taxen und ein international berühmtes Hotel aus, von dem aus reiche Müßiggänger zu Autofouren und zum Golfspiel starten.“

So geschrieben im „Arbeiter-Reise- und Wanderführer 1932“! So warb man vor der Machtergreifung durch den Führer für Reisen und Wandern! Kein Wort von den wundertätigen Heilquellen, die in Bad Salzbrunn und anderen schlesischen Bädern der Erde entspringen! Kein Wort davon, daß auch viele Sozialversicherte in Bad Salzbrunn ihre Gesundheit wiederfanden. Keinerlei Achtung davor, daß auch in Bad Salzbrunn Hunderte von Volksgenossen am Werke sind, um die Schätze der Erde den Menschen nutzbar zu machen!

Und heute, drei Jahre nach Gründung der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“! Welten trennen uns von jener Anschauung, die immer nur das Negative sah, immer nur Klassenkampf und Haß predigte. Heute ist Reisen, Wandern und Urlaub zum Gemeingut aller Volksgenossen geworden. Heute rollen die RdF.-Urlauberzüge durch ganz Deutschland, erholen sich deutsche Arbeiter an der See und im Gebirge. Die Flotte der RdF.-Dampfer kündigt außerhalb der Reichsgrenzen davon, wie Deutschland sich zum Sozialismus der Tat bekennt. Die Hitler-Freiplatz-Spende ermöglicht es den alten Kämpfern der Bewegung, ihre Gesundheit durch eine Kur in deutschen Heilbädern wiederzugewinnen.

„Reisen, Wandern und Urlaub“ ist einer der Grundpfeiler des neuen deutschen Sozialismus geworden. Der Deutsche lernt seine deutsche Heimat in ihrer ganzen Größe und Schönheit kennen und lieben. Aus der Freude des Erlebens, aus der Erholung von schwerer Arbeit erwächst die Kraft, deren wir alle im Aufbau des neuen Deutschland täglich bedürfen. „Kraft durch Freude“ findet in „Reisen, Wandern und Urlaub“ seine schönste und nachhaltigste Verwirklichung!

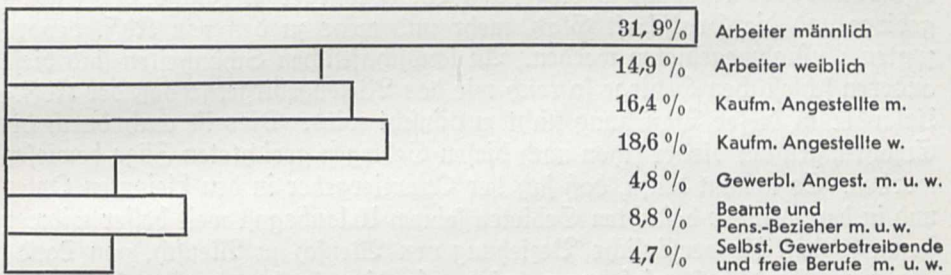
Wirtschaftlich betrachtet hat „Reisen, Wandern und Urlaub“ einen starken zusätzlichen Verkehr und damit erhebliche zusätzliche Umsätze gebracht, an denen neben den Quartiergebern noch viele andere Wirtschaftszweige unmittelbar und mittelbar beteiligt sind.

Es darf hier auch der namentlich im Anfang der RdF.-Entwicklung häufig geltend gemachten Einrede entgegengetreten werden, daß RdF. den normalen Fremdenverkehr schädige und daß viele, die sich früher eine Urlaubsreise zu normalen Preisen leisteten, jetzt unberechtigt die Vergünstigungen von RdF. in Anspruch nähmen. Dem steht zunächst einmal die Tatsache entgegen, daß der Fremdenverkehr in Deutschland seit der Machtergreifung durch den

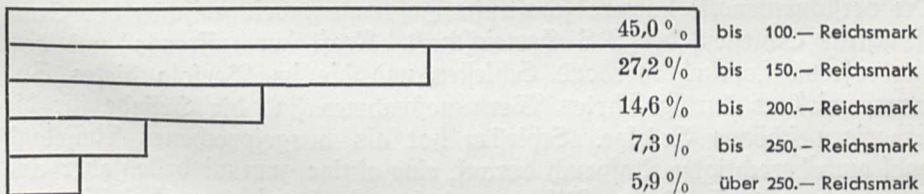
Führer einen ganz bedeutenden allgemeinen Aufschwung genommen hat, einen Aufschwung, der um ein Vielfaches größer ist als der zusätzliche RdF.-Reiseverkehr. Aus den Berichten vieler deutscher Heilbäder und Kurorte über den Verlauf der soeben abgeschlossenen Sommerreisezeit 1936 geht zudem hervor, daß sich in diesem Jahre zum ersten Male wieder das reisende Publikum für die bessere und beste Qualität von Unterkünften interessiert hat, wobei natürlich auch höhere Preise anerkannt wurden.

In diesem Zusammenhange sind Ermittlungen sehr interessant, die das Gauamt „Kraft durch Freude“ für Schlesien kürzlich angestellt hat. Sie zeigen, daß die Urlaubsreisen ganz überwiegend von Arbeitern und kleineren Angestellten in Anspruch genommen werden, also von Personen, die für den normalen Reiseverkehr kaum in Betracht kommen.

Von 100 in Schlesien aufgenommenen RdF.-Urlaubern waren im Jahre 1935:



Nach dem Bruttoeinkommen gliederten sich die im Jahre 1935 aufgenommenen RdF.-Urlauber wie folgt:



Hierbei ist der Familienstand unberücksichtigt, so daß auch die mit über 250,— RM. Bruttoeinkommen ausgewiesenen Personen wenigstens zum Teil zu den sozial Bedürftigen gehören.

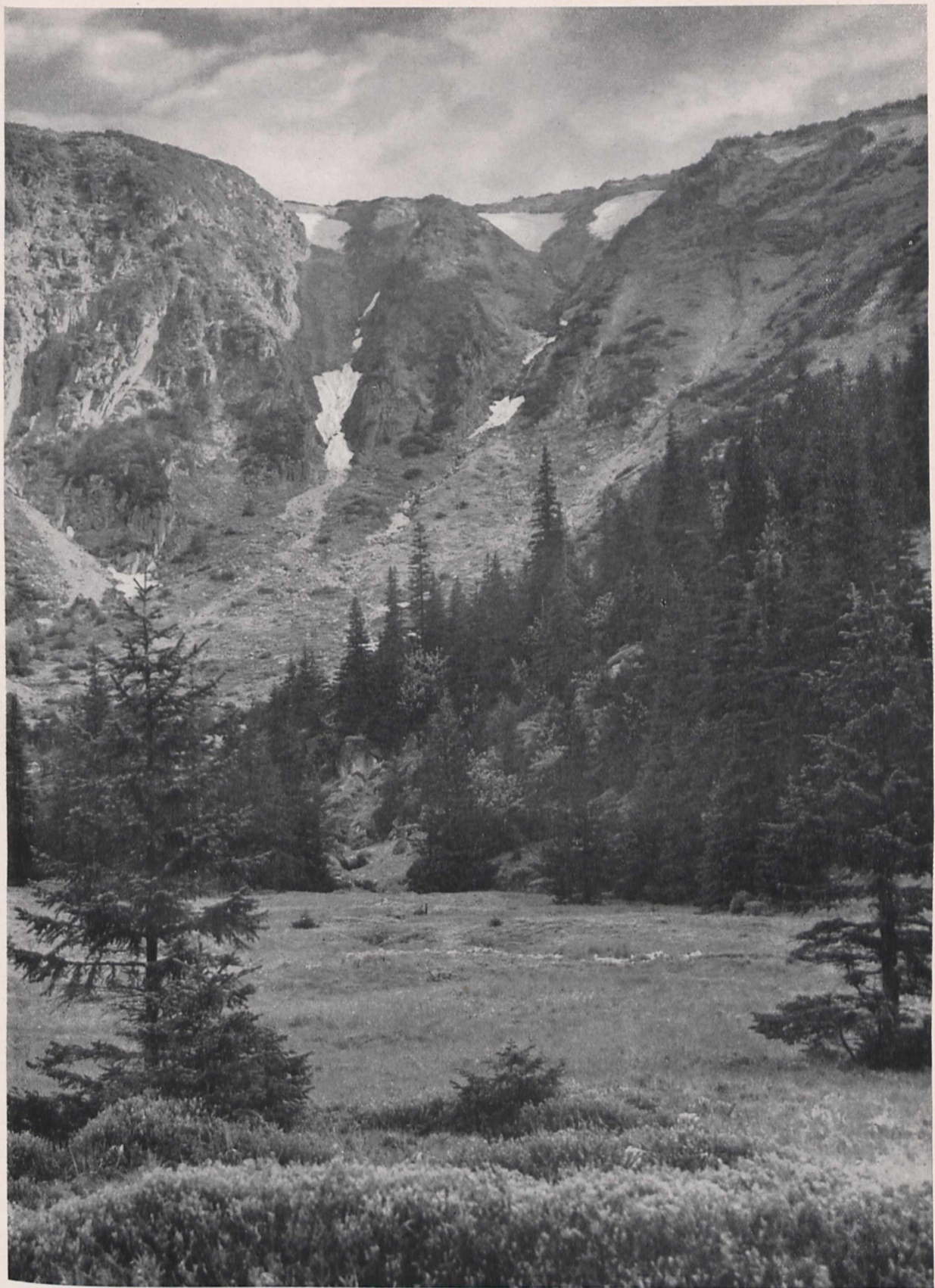
Die DAF. mit ihren bis in die Betriebe reichenden Gliederungen ist also sehr wohl in der Lage, unerwünschte Elemente von den RdF.-Urlaubsreisen fernzuhalten. Auch in Zukunft wird darauf besonders zu achten sein, daß es sich hier immer nur um Ausnahmen handelt. Solche Ausnahme kann etwa dann vorliegen, wenn ein RdF.-Urlauberzug aus einem entfernten Reichsgebiet, das sonst als Herkunftsland für den normalen Fremdenverkehr nach Schlesien nicht in Betracht kommt, nur durch Lockerung der Bestimmungen über das Höchsteinkommen zustande kommen kann. In einem solchen Falle ist es wohl richtiger, einige Volksgenossen mit höherem Einkommen mitzunehmen — natürlich nur nach Übernahme entsprechender Patenschaften —, als den Zug ganz ausfallen zu lassen.

Für Schlesien ist es erfreulich, festzustellen, daß die Zahl der aufgenom-
m e n e n Urlauberzüge in ständigem Steigen begriffen ist: Waren es 1934 nur
12 und im Jahre 1935 31 Züge, so konnten im Jahre 1936 55 RdF.-
Urlauberzüge den verschiedenen Aufnahmegebieten Schlesiens zugeführt
werden. Im Jahre 1936 wurde auch erstmalig eine bessere Verteilung der
RdF.-Züge auf die einzelnen schlesischen Fremdenverkehrsgebiete erreicht.
Allerdings steht nach wie vor das Riesengebirge in bezug auf die Zahl der
aufgenommenen Urlauberzüge obenan. Es muß für die Zukunft angestrebt
werden, das Riesengebirge und besonders seine Hauptfremdenverkehrsorte
von RdF.-Urlauberzügen zu entlasten und die Züge in bisher weniger stark
besuchte Gebiete Schlesiens zu leiten. Die NS-Gemeinschaft „Kraft durch
Freude“ hat es in der Hand, hierin ausgleichend zu wirken und dafür zu
sorgen, daß auch die schlesischen Gebirgsgebiete außerhalb des Riesengebirges,
also das Bober-Ratzbach-Gebirge, das Waldenburger Bergland, das Eulen-
gebirge und die Grafschaft Glatz, mehr und mehr zu den von RdF. bevor-
zugten Aufnahmegebieten werden. An landschaftlichen Schönheiten sind diese
anderen schlesischen Gebirge so reich wie das Riesengebirge, so daß der RdF.-
Urlauber in dieser Beziehung nicht enttäuscht wird. Dies ist auch durch die
Erfahrungen der bisher schon nach diesen Gebirgen gerichteten Züge bewiesen
worden. Es kommt hinzu, daß sich der Quartiergeber in den kleineren Orten
und in den weniger besuchten Gebieten seinem Urlaubsgast weit besser widmen
kann, so daß die persönliche Beziehung von Mensch zu Mensch, von Land-
schaft zu Landschaft viel enger wird, als dies in den großen schlesischen
Bädern und Klimakurorten möglich ist.

Die verständnisvolle kameradschaftliche Zusammenarbeit zwischen der Gau-
dienststelle Schlesien, der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ und dem
Landesfremdenverkehrsverband Schlesien und die im Verfolg dieses Zu-
sammenwirkens durchgeführten Werbemaßnahmen sind die Gründe für die
bisherigen schönen Erfolge. Schlesien hat als ausgesprochenes Reiseland
wohl auch berechtigten Anspruch darauf, eine aktive, zum mindesten aber eine
ausgeglichene RdF.-Reisen-Bilanz zu haben, d. h. nicht mehr Züge an
andere Gaue abzugeben, als in Schlesien aufgenommen werden.

Im Geist dieser engen, sinnvollen Zusammenarbeit werden auch die in bezug
auf die Durchführung der RdF.-Reisen noch offenen Fragen einer be-
friedigenden Regelung entgegengeführt werden: die RdF.-Urlauberzüge noch
mehr als bisher über das ganze Jahr zu verteilen und hauptsächlich die Vor-
und Nachsaison auszunützen.

Und ein Zweites: Mehr noch als bisher muß das Ziel dahin gehen, daß RdF.
z u s ä t z l i c h e n Reiseverkehr bedeutet, daß also solche Volksgenossen den
RdF.-Reisen zugeführt werden, die nach Tradition und wirtschaftlicher Lage
von selbst keine Urlaubsreisen unternehmen. Hierzu gehört auch in erster
Linie das Landvolk, das bisher wohl aus organisatorischen Gründen noch
nicht recht erfaßt worden ist. Gerade hier aber ist ein weiteres dankbares
Neuland zu beackern, dessen Fruchtbarmachung der Mühe wohl wert ist.



Ein der beliebtesten Aufnahmegebiete des Reiches: das Riesengebirge

Auch das Waldenburger





Aufn.: Kühne

und Glazer Bergland

sind beliebte „Kraft durch Freude“-Reiseziele



Das Culengebirge wird in ungezählten Autobusfahrten
von Breslauer „Kraft durch Freude“-Fahrern besucht!

Das große *und das Kleine* Welttheater

Von Jörg Breuer

Immer, wenn ich des Lebens Sinn vor lauter Verkehrtheiten nicht mehr begreife, wenn ich von mir wertvollen Menschen Enttäuschungen erlebe oder wenn andere, deren Wert ich nicht anerkennen wollte, mir angenehme Überraschungen bringen, — immer dann fällt mir eine Kindheitserinnerung ein.

Rasperletheater im Garten des Breslauer Schießwerder. Lange vor dem Kriege. Unweit davon Männerchöre oder Musik der Kürassiere im Musikpavillon, deren feierliche Weisen sich unter die krächzende Stimme des Puppenspielers mischten, der mit seiner kleinen Bühne neben der Groschen-Schießbude hinter den großen Schießständen seinen Text herunterleierte.

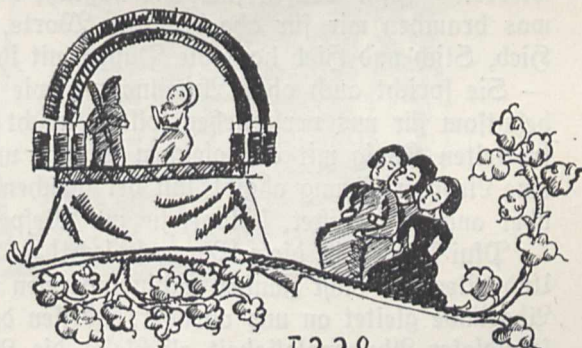
Das war wahrlich ein Theater! — Unter dem Schall der Büchschüsse, dem Knacken der Luftbüchsen, den Melodien der Kapellen, dem Krähen und Wiehern des Spielers helles, jubelndes Kinderlachen!

Und ich stand dabei, herz klopfend, wenn der Rasper im Sarg hinausgetragen wurde, wenn der Teufel mit einem Dreizack kam, wenn Leiche sich über Leiche häufte. Ob ich gelacht habe, weiß ich nicht mehr, — aber ich habe eine schreckliche Angst gehabt, das ist meine große Erinnerung, eine Angst, die sich mit der Beklemmung messen konnte, die, ein Jahrzehnt später der große Junge im Waffenrock und im Schützengraben hatte.

Obwohl ich bis vor zehn Jahren niemals daran gedacht hatte, selbst einmal Puppenspieler zu werden — wahrscheinlich hätte ich mit Entrüstung eine solche Aussicht abgelehnt —, mag damals der Wille in mir geweckt worden sein, meine Umwelt zu beobachten, meine Angst zu besiegen und mich zu wehren, mit Händen, mit

Füßen und mit der Zunge. Sei es nun die Zunge, die im Geschriebenen zu den Menschen spricht oder bildhaft sich den Menschen deutet. So hat denn der spätere Puppenspieler aus einer ereignisreichen Jugend, aus einer Menschenverachtung sich zum stillen Verstehen hinübergewandelt.

Warum ich dann das Lindenholz zu Köpfen schnitt, warum



1338



ich Stücke erfann und damit im Land herumreiste, — ich weiß es nicht. Vielleicht war es nur wirtschaftliche Not, und ich habe kein Verdienst dabei, wenn mein Schaffen sich verdienstlich auswirkte. Aber so mag es jedem Puppenspieler gegangen sein, dem alten, der auf der Landstraße mit altem Planwagen dahinfuhr, wie dem Schalksnarren ritterlicher Burgen, der den Burgfräuleins ein artig Stücklein darbrachte, zur Verlostierung alter Raubritter und erlauchtigster Geschlechter. So mag es dem ergangen sein,

der erstmalig die grußliche Zaubermär vom alten Doktor Johann Faust mit dem Hanswurstel zu einem Spiel verband, und dem, dessen Kunst den jungen Goethe das erstemal mit der Gestalt Faustens bekannt machte, um deren deutsche Gestaltung er dann ein Lebensalter rang.

Bis zu den Blei- und Zinnsoldaten verniedlicht und zugleich ins Erhabene erhoben, brauchten wir Deutschen wie kaum ein anderes Volk neben dem strengen Sinn ernstest Schaffens einen Ausgleich mit dem Spiel toter Dinge, die wir belebten, wie ein Kind ein Stück Holz, einen Stein oder sonst einen toten Gegenstand verlebendigt und damit zugleich Dichter, Regisseur, Schauspieler und Publikum in einem wird.

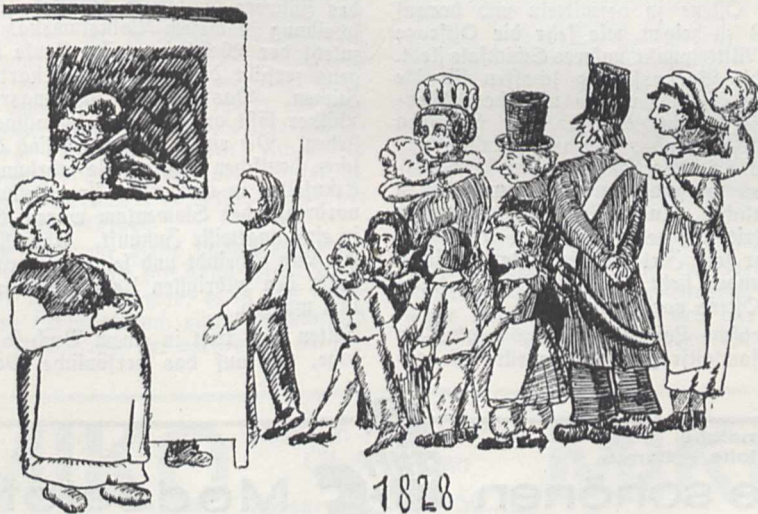
Welch ein Spiegel für uns langweilige, vertrottelte, bornierte und arrogante, äffisch eingebildete Erwachsene, ist doch das Spiel eines Kindes! Wieviel mehr liegt oft in der primitivsten Handreichung eines Kindes als in allen unseren ausgeklügelten Lebensgewohnheiten! Und welche Wahrhaftigkeit steht gegen all unsere Lüge und Verstellung?

Kinder können kaum lügen, Puppen können aber trotz aller Täuschung niemals unwahrhaftig sein. Sie sind oft grausam wahr! — Plötzlich sehen wir da im Rampenlicht einer Puppenbühne eine Puppe und erkennen uns in ihr wieder. — pfui Teufel, sind wir häßlich, kleinlich, schmutzig! — Brrr, — was brauchen wir für abgebrauchte Worte, billige Phrasen! — Stich und Hieb, Stich und Hieb haut die Puppe mit ihren toten Gloßaugen nach uns! — Sie spricht auch ohne Anteilnahme, wie wir, Dinge aus, die wir lieber behutsam für uns verschließen sollten, macht einen Ratzbuckel vor dem vertrottelten König mit der gleichen Einfalt und Verschlagenheit, mit der sie eine Liebeserklärung abgibt, mit der gleichen kalkigen Ruhe, mit der sie sich über andere entrüstet, schlüpft sie ins Wespennest tausenderlei Verirrungen. — Pfui Teufel, ist diese Puppe schlecht! — Oder, — oder waren wir das? Und Mephisto bläst Faustens Schindludereien ins Ohr und der Schauer tiefer Abgründe gleitet an uns vorüber, indessen das vielleicht anwesende Kind in schuldloser Ahnungslosigkeit glücklich die Arme weitet und in der Puppe in göttlicher Selbstverständlichkeit Bruder und Schwester weiß, während wir

erst in spitzfindiger Beredsamkeit, wie ich es jetzt versuche, nachweisen müssen, daß Puppe und Mensch den gleichen Ursprung haben.

Darüber hinaus können wir dann die Betrachtung erweitern und sagen: Messer sind zum Schnitzen da, ihnen ist es gleich, wohinein sie schneiden. — Ach, wir könnten noch viel sagen und klug tun und uns viel darauf zugute geben, — aber Freund Rasperle würde uns erstaunt anblicken und sagen: „Soppla, brrrr! — Halt, Ihr geschwollenen Leberwürste, Ihr armjeligen, — gebt acht, — daß Euch der Hund nicht schnappt, — er hat auf so etwas großen Appetit! — Und kommt mir mit Eurem eingebildeten Köpfschen dem Bruder Pferd nicht zu nahe, es könnte die Substanz für Heu halten und fleißig mahlzeiten! — Holz aber fressen Pferde nicht, und der meinige Kopf — der schöne, — buntgemalte, kußechte — kann nicht durcheinandergewackert werden, vielleicht wie der Eure, weils Euch durch die Zähne weht! — Ich beiß mich durch auch ohne Zähne, — was seid Ihr Menschen übel dran! Was habt Ihr viel zu tragen, o je, o je, — was müßt Ihr Euch plagen! Mit was denn? — He, — mit was? — Si hi, — daß ich nicht lache, — mit was schleppt Ihr Euch herum? — Ihr seufzt und wißt es selber nicht und tut im gleichen Atemzug wichtig!“

Länger darf man ihn nicht reden lassen, sonst wird er grob, der Geselle, — der den Kindern kein böses Wort sagen kann! — Jetzt ist er grad bei guter Laune, denn der alte Bagabund hat wieder sein Ränzlein geschnürt und zieht nun für die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ durch die schlesischen Gauen, um mit Kraft und Laune, — Freude und Kraft zu schaffen.



Georg Meichsner:

Schlesischer Literaturspiegel

Karl C. Thalheim und A. Hillen Ziegfeld:
Der deutsche Osten. Seine Geschichte, sein Wesen und seine Aufgabe. Propyläen-Verlag Berlin 1936.

„Sendungsbewusstes Volkstum kann gar nicht anders, als sich offen und freimütig zu einer mehr als tausendjährigen Aufgabe im Osten bekennen. Denn eben mit dieser Aufgabe stehen wir mitten im gesamteuropäischen Geschichtszusammenhang darin. Und diese unsere Einbettung in europäisches Gesamt-schicksal ist tiefer als die der Franzosen, weil es sich bei unserer Ostbewegung keineswegs, wie bei ihrer geschichtlichen Rheinlandpolitik, um eine im Kern macht-politische Erscheinung auf staatlicher Ebene handelt. Vielmehr gehört es zum völkischen Grundgepräge unserer Geschichte, zu dem sich das neue Deutschland nunmehr in aller Form bekennt, daß die Voraussetzung für unsere zeitweiligen, in Form und Umfang sehr wandelbaren und unstetigen Machtansprüche im Osten eine östlich gerichtete Kultur- und Volksbewegung ist.“
Ausgehend von dieser grundsätzlichen Stellungnahme zum Kernproblem deutscher Machtansprüche im Osten, die aus der Lebensnotwendigkeit eines „Volkes ohne Raum“ geboren sind und mit imperialistischer Idee nichts zu tun haben, versucht das vorliegende Buch einen möglichst anschaulichen Eindruck vom Land, vom Volkstum, von der Geschichte des deutschen Ostens zu vermitteln und darauf aufbauend zu zeigen, wie sehr die Ostfrage heute im Mittelpunkt unseres Schicksals steht. Es soll die Voraussetzung schaffen für die Erkenntnis, daß hier eine unlösbare Verbundenheit besteht, die für das Gedeihen unseres Vaterlandes lebensnotwendig und unersetzlich ist. Verhängnisvollen Versäumnissen des vergangenen Jahrhunderts in wirtschaftlicher, kultureller und politischer Hinsicht tritt der neue Wille zum Osten entgegen, der sein Ziel nicht in vaterländischen Rundgebungen sieht, sondern in einem Aufbau des Ostens von Grund auf.

Der schlesische Lebensraum wird zentral in diese Gesamtostfrage hineingestellt und ge-

würdigt. Die z. B. den rassepolitischen Ausführungen beigegebenen Bilder widerlegen schlagend die alte slawische Pöge des Primats ihrer Rasse auf diesen mit Germanenblut gedüngten Boden.

Als ein Volk, dessen Leistungsgrundlage stete Bereitschaft ist, sind wir dem Osten doppelt verpflichtet, weil er uns zu einem Höchstmaß an Kraftentfaltung aufruft und uns erkennen läßt, daß im Ringen der Völker nur Lebenskraft und Lebenswille entscheiden.

Heinrich Zillich: **Zwischen Grenzen und Zeiten.** Albert Langen / Georg Müller-Verlag, München 1936.

Die Problemstellung des Buches wird be- dingt durch das urewige Gesetz des Blutes und das zweite: „Volk ohne Raum“. Unmittelbar wird man beim Lesen des Buches dieses mehrfach preisgekrönten siebenbürgischen Dichters an Hans Grimms großen Roman erinnert. Das Deutschum im alten Nationalitätenstaat Oesterreich-Ungarn im Kampf des Blutes gegen zahlenmäßig über- wiegende Fremdrassen. In einer Fabrik- siedlung, wo Deutsche neben Ungarn, Ru- mänen und Juden leben und arbeiten, wird Luß Rheindt früh genug die gefährliche Volksverschiedenheit gewahrt, die ihm später in der Schulzeit mehr und mehr zum ver- stehenden Erlebnis wird: die Jugendgeschichte des Führers dichterisch gestaltet. Die Ent- scheidung in diesem Volkstumskampf bringt zuletzt der Weltkrieg. Im Laufe des Kin- gens zerfällt die bunte Völkertarte in ihre Flicklein. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker läßt autonome Nationalstaaten ent- stehen. Die einzig Geprellten sind die Men- schen deutschen Blutes, die jahrhundertlang Eckpfeiler in vorderster Frontstellung gegen vordringendes Slawentum waren. Sie gehen in eine ungewisse Zukunft. Aber sie werden wie Luß Rheindt und seine Kameraden auch unter den widrigsten Umständen ihr Volks- tum wahren.

Selten auch tritt in einem Buch so klar zu- tage, wie auf das persönliche Dasein des

Seidenstoffe
Wollstoffe - Samte

Die schönen



Modestoffe

Schweidnitzer Straße 1
am Ring

Silbergeschenke behalten ihr Aussehen und ihren Wert!

Roßdeutscher & Reisig
Silberwarenfabrik • Tauentzienplatz 3

einzelnen über die Sorgen der Familie, der Schule und der Arbeit hinaus die Schicksalsfragen der Volksgesamtheit einwirken, die die Menschen bis in die Tiefe hinein verwandeln und zum höchsten Opfer bereit machen für die Lebensentfaltung ihrer Nation. Und darauf vor allem beruht der Wert und die Bedeutung dieses Buches. Es ist aus heißem Erleben geschrieben, erfüllt von der Kraft eines kühnen Herzens und getragen von einem leidenschaftlichen Glauben, der unbezwingbar ist.

Gottfried Rothacker: Das Dorf an der Grenze. Albert Vangen / Georg Müller-Verlag. München 1936.

Es hat keinen Zweck, mit Superlativen an dieses Buch heranzugehen; wir haben in letzter Zeit eine Reihe wirklich guter Bücher erlebt. Aber: was dieses Buch aus vielen heraushebt, ist seine große Mission, die es mit schlichter Selbstverständlichkeit erfüllt. Niemand ahnt, welche Leidenschaft und welche Größe in jedem dieser aneinandergereihten Kapitel stehen.

„Der Schullehrer Ortwin Hartmichel erzählt“ oder: „Der Ortwin Hartmichel hat zwei Briefe geschrieben“. Der Dichter verzichtet bewußt auf jede literarische Kunstmittel. Das Buch erzählt anfangs von den kleinen Freuden und Leiden, die ein deutscher Dorfschullehrer im deutschen Schatzdorf in der Tschechei zu erleben hat, und — es gibt viele Schatzdorf. Die Handlung steigert sich zu einer gewaltigen Anklage gegen die Ungerechtigkeit, gegen die brutale Vergewaltigung der Deutschen durch tschechische Staatsorgane. Dabei wird der Dichter an keiner Stelle ungerecht: er versucht, auch die Gegenseite zu verstehen.

Wer das Buch zur Hand nimmt und einen Roman erhofft, wird enttäuscht sein. Nein, das Buch ist kein Roman, es ist viel mehr, es ist das Schicksalsbuch eines geknechteten deutschen Volksteils, der verzweifelt um sein

Recht ringt und in diesem Buch eine stumme Anklage vorlegt.

Gerade der Schlesier müßte dieses Buch kennen, um zu wissen, wie gut es ihm geht und wie traurig es nur wenig Kilometer entfernt seine deutschen Brüder und Schwestern jenseits der Grenzpfähle ertragen müssen.

Eines der furchtbarsten Erlebnisse, von denen Ortwin Hartmichel erzählt, geben wir nachstehend wieder.

Ich hatte einen Schüler unter meinen Kindern, einen dreizehnjährigen Knaben, einen kräftigen blonden Jungen, mit einem frischen Herzen und einem fröhlichen Gemüt, der mir besonders ans Herz gewachsen war, weil er trotz seiner springenden Lebhaftigkeit und flegelhaften Großzügigkeit eines der besten Kinder war, die ich in meinem Leben kennenlernte. Seine Mutter ist lange tot und sein Vater irgendwo verschollen. Der Junge lebte daher bei einem Arbeiter, der sich des Kindes angenommen hatte, obwohl er selbst schon drei Kinder hatte.

Vor drei Tagen haben wir dieses Kind auf dem Kirchhof von Schatzdorf begraben.

Not und Hunger, sonst nichts, haben manchen Schatzdorfer gezwungen, einen Verdienst zu suchen, der, so alltäglich er in allen Grenzgebieten ist, doch zu den bestehenden Gesetzen aller Länder in Widerspruch steht. Die Grenze ist nahe, kaum eine Stunde von uns entfernt. Zwanzig Pfund Salz über die Grenze tragen und daran einen oder zwei Gulden verdienen, ist immer noch besser als betteln oder stehlen gehen. Die Leute wissen wohl, daß es verboten ist, aber sie halten es nicht für ein Verbrechen. Warum sollten sie

Geschäftliches

(außer Verantwortung der Schriftleitung.)
Diesem Heft liegt ein Werbeblatt der Klepper-Werke GmbH., Breslau, Schweidnitzer Stadtgraben 11a bei, das wir der Beachtung unserer Lesern empfehlen.

MIKO

Modisch in Krawatten
Oberhemden
Kaiser-Wilhelm-Str. 12

MIKO

Humboldt-Berein für Volksbildung e. V.

Breslau, Agnesstraße 10 * Ruf 27939

Jahresbeitrag 2.— R M.

Karten für die Theater, Konzerte, Zoo, Hallenschwimmbad u. ä. Ermäßigungen

es dann nicht tun? Und sie tuns. Sie kennen alle Wege besser als die herverpflanzten Grenzwachern und sehen nachts nicht viel schlechter als bei Tage. Die Jagd kann also losgehen. Und der Gulden, wenn er erst verdient ist, ist so ehrlich verdient als nur einer. Ich wollte nur, auf einen so verdienten Gulden kämen nicht mehr als hundert, die erwuchert und ergaunert werden, auf eine Weise, die mehr abscheuerregend als gefährlich ist.

Ich wußte schon lange, daß auch Peter (so hieß der Knabe) manches Säcklein Salz über die Grenze getragen und so seinem Ziehvater schon manches Brot ins Haus gebracht hatte. Ich hatte ihn auch mehrmals ganz unter vier Augen gewarnt. Nicht vor der Schlechtigkeit, weil ich im Grenzgehen nie eine Schlechtigkeit sah. Sondern vor der Gefahr, in die er sich begab. Peter hatte mich dabei nur stillschweigend angesehen, ohne je ein Wort zu erwidern. Ich sah zu tief in sein Inneres, um nicht zu wissen, was er dabei dachte. Sein Geist war zu lebendig, um stumpf die Not zu dulden, die er mit Kraft und List wenigstens für kurze Zeit aus dem Hause jagen konnte.

Er ließ das Schmuggeln nicht sein. Bis ihn eines Tages eine Grenzwache erwischt und mit der Begründung, daß eine Strafverfolgung zwecklos wäre, lahm und blutig prügelte. Er kam zwei Tage nicht zur Schule. Am dritten kam er wieder, etwas stiller als sonst, die Spuren fürchterlicher Schmerzen im Antlitz. Ich nahm mir ihn vor und bat ihn förmlich, das Grenzgehen sein zu lassen. Er sah zur Seite und gab mir keine Antwort. Sein Mund zuckte und ich dachte, er würde weinen. Aber keine Träne trat in seine Augen.

Sein Ziehvater sagte mir anderntags, daß er dem Jungen das Schmuggeln verboten hätte, und ich fühlte mich beruhigt.

Es ist heute gerade eine Woche her, daß ich, als der Tag zu Ende gehen wollte, einen Spaziergang machte und auf einer Anhöhe

stehenblieb, von der man die leichte Talneigung, links den ragenden Wald, bis zum Grenzflüßchen über sah. Die Sonne berührte die Erde, das Tag lag im ersten Abend-schatten.

In die tiefe Stille drangen plötzlich fernher wütende Schreie; ein Mann rief und die Rufe brachen sich nachhallend an der dunklen Wand des Waldes.

Hundert Schritte vor mir stand der Mann am Rande des Weges, der von der Grenze nach Schatzdorf führt; an Uniform und Gewehr sah ich, daß er der Grenzwache angehörte. Er stand auf der Böschung und schrie sein slawisches Halt, Stehen bleiben! und ein paar wütende Flüche hinüber, wo, ja wo ein Mensch über den Acker lief. Ein Mensch? Das war kein Erwachsener, der da stürzend und sich wieder aufraffend lief, um den Wald zu erreichen, der vielleicht hundertfünfzig Schritte vor ihm lag.

Ich konnte nicht erkennen, wer es war. Aber eine aufzuckende Ahnung sagte mir: Das ist Peter.

Ich machte schnell ein paar Schritte nach vorn.

Im gleichen Augenblick nahm der Mann das Gewehr von der Schulter, nicht zu schnell, fast bedächtig, und riß das Schloß herum, daß ich es schnappend knacken hörte.

Ich blieb stehen.

Um Gotteswillen! Er wird doch nicht schießen!

Ich sah hinüber: das Rind lief, entsetzlich langsam, kam nicht vom Fleck. Oder schien es mir nur so. Schneller! Der Wald!

Der Mann kniete nieder und nahm das Gewehr in Anschlag.

Ich schrie, brüllte: „Nicht schießen!“

Im gleichen Augenblick fiel mir ein, daß der Mann nicht schießen würde, daß er auf ein flüchtiges Rind nicht schießen könne, und wenn es hundertmal schmuggeln ging. Gewiß will er das Rind nur schrecken und zum Stehen bringen. Es sah sich einigemal um.

Materialien für Weihnachtsarbeiten

Papierfachgeschäft **Ulrich Kallenbach**
Breslau, Taschenstraße 31 (nahe der Ohlauer Straße)

BOSSERT *Direkt aus der Fabrik stets preiswert u. gut*

Einzelverkauf — Breslau
Neue Schweidnitzer Straße 15
Reinigt - färbt - repariert

Ich erkannte ihn; es war Peter. Ich stürmte den Abhang hinab und rief: „Peter! Peter. Stehenbleiben!“

Er blieb stehen; er stockte; ich sah jetzt deutlich das angstverzerrte Gesicht, mit dem er, mich erkennend zurücksaß. Dann warf er sich auf wie ein erschrecktes Reh und begann wieder zu laufen. Der Wald war nur mehr fünfzig Schritte weit. Dort war Rettung. Er lief.

Ich war dem Mann näher gekommen. Er hatte das Gewehr abgesetzt. Als er mich abermals rufen hörte, nahm er es wieder hoch. Flügel! Herr Gott, einmal gib mir Flügel! Der Mann zielte wie auf dem Anstand. Das Gewehr strich langsam nach links, wie auf einen seitwärts fliehenden Hasen gerichtet.

Peter war nahe am Wald, ich fast beim verfluchten Jäger.

Da zuckte ein Flämmchen auf; ein gellender Peitschenschlag knallte mir ins Ohr. Und rollte klatschend in mehrfachem Echo durch die abendliche Stille.

Als hätte der Schuß mich getroffen, blieb ich stehen.

Peter!

Gottlob, er lief! Er war nicht getroffen!

Es war ein Schreckschuß! Oder daneben gegangen! Gültiger Gott, Dank!

Fünf Schritte lief Peter noch, dann stürzte er zusammen. Hart am Stamme des ersten Baumes. Gestrauchelt? Ermattet? Ohne Lungenkraft?

Ich lief wieder. Ich flog über den Acker, durch grünendes Korn, das mich vergeblich an den Füßen zu umklammern suchte.

Dann war ich bei ihm.

Er lag auf dem Gesichte; der Sturz hatte das schwere Säcklein auf sein Haupt geschleudert. Ich faßte ihn, ich wollte ihn aufheben.

Peter!

Hervorbrechende Tränen trübten mir plötzlich den Blick.

Aber ich sah doch den zerrissenen Hals, aus dem in ersterbenden Stößen das letzte Blut quoll. Die Kugel hatte ihn von der Seite getroffen und die Schlagader durchschlagen. Peter war in wenigen Augenblicken tot.

Unterdessen waren Leute von den Feldern näher gekommen und umstanden, erschreckt und blöde dreinschauend, die kleine Leiche.

Die kommenden Stunden, die ich erlebte, zu schildern, fehlen mir die Worte. Die ganze Welt flog in zeretzten Scherben um mich herum. Ich sah nicht Wald und Acker, nicht Weg und Stein.

Ich sah nur die kleine Leiche, die wir nach Schatzdorf trugen. Keiner sprach, keiner flüsterte. Es war eine fürchterliche Stille, mit der sich das blutende heilige Opfer umgab.

Geschäftliches

(außer Verantwortung der Schriftleitung.)

Einem Teil dieses Hefes liegt ein Werbeblatt der Württembergischen Metallwarenfabrik, Breslau, Schweidnitzer Straße, bei, das wir unseren Lesern zur besonderen Beachtung empfehlen.

Individuelle Maßbekleidung
für Damen und Herren

nur bei

Richard Schüler, Springerstraße 12

Stofflager!

Solide Preise!

„Einsiedler-Treutler“-Balsam
für Magen, Darm und Herz!
MOHREN-APOTHEKE, GLATZ / SCHL

Gute Lektüre
und dampfender Grog —
das schafft rechte
Novemberbehaftigkeit!

Seiner alter
Jamaika-Rum-Verchnitt

aus der **Warenversorgung** G. m. b. H.

120 Verkaufsstellen überall für alle!

Regisseur Kammer Sänger Theodor Werhard

Breslau, Hanfsaßtraße 32, Tel. Nr. 41246
bisher 1. Heldendariton a. meff. Staatstheat. Schwerin
Lehrer für Kunstgefäng
Tonbildung, Lieber- u. Partienstud., dramat. Unterricht
Berufsausbildung für Oper und Konzert

LANGENBIELAU

im Eulengebirge

Landschaftliche Schönheiten
Herrliche Gebirgszüge

Auskunft durch den Verkehrsverein e. V.

Blind ...

Mitten im Großstadtverkehr zupft mich neu-lich jemand am Armel. Ich wende mich um und sehe in ein herbes Männergesicht mit tiefliegenden, halbgeschlossenen Augen, die den Ausdruck haben, der uns bei Blinden so tief erschüttert. Am Arm trägt der Mann die gelbe Binde mit den drei Punkten, ihm zur Seite geht ein Hund, sein Geschirr trägt das Zeichen des Roten Kreuzes. „Ach, verzeihen Sie! Können Sie mir vielleicht sagen, wo ich mich befinde?“ Ich gebe die gewünschte Auskunft und biete ihm meine Begleitung an. Über sein Gesicht geht ein Zug schmerzlichen Stolzes: „Sehr liebenswürdig, aber wie Sie sehen, finde ich mich allein zurecht.“ Seine Hand fährt über das Fell des Hundes. Erschüttert lasse ich ihn gehen. Ich denke an ein Erlebnis, das ich vor ein paar Tagen hatte. —

Ich wurde zu einer Besichtigung der Provinzialblindenanstalt gebeten, die nunmehr auf eine 120jährige segensreiche Tätigkeit zurückblicken kann.

Ein Blinder führt uns in das Wesen der Blindenfürsorge in seiner Ansprache ein. Ein Mensch ist blind — es ist dies das Schlimmste Unglück, das wir uns denken können, und wir müssen uns davor hüten, diese armen, minder-sinnigen Volksgenossen als minderwertig zu betrachten. Erbliche Blindheit ist etwas Seltenes, daß wir auch von erbkrank kaum reden können. Der prächtig durchdachte Vortrag des Blinden beweist uns sogleich, daß wir es mit keinem Minderwertigen zu tun haben.

Aber wie wir alle, will auch der Blinde schaffen. Um sich den Lebensunterhalt zu gewinnen, dazu bildet ihn die Blindenanstalt aus und die Blindenwohlfahrt versorgt den in dieser Beziehung schwer Behinderten mit Aufträgen. Wenn er auch vielleicht nicht in der Lage ist, seinen vollen Unterhalt zu be-

streiten, er hat doch immerhin seine Arbeit; und das Gefühl, nicht unnütz auf der Welt zu sein, erleichtert sein hartes Los.

Und was arbeiten die Blinden?

Wir gehen durch den Betrieb. An langen Tischen sitzen die Blinden und fröhliche Unterhaltung schwirrt uns entgegen. Sie machen Bürsten, Schrubber, Scheuer-, Kleider-, Nagel- und wer weiß was es noch für Bürsten gibt. Die schönen Haarbesen nicht zu vergessen, werden hier hergestellt. —

Aus einem Nebengeläß ertönt Gelächter. Drei junge Mädels pichen die Borsten in Rollenbesen für die Straßen und Fabrikhöfe. In einem anderen Saal werden die Stühle geflochten und Körbe aller Art hergestellt, der Zentnerkorb des Kohlenmannes wie der Wäschekorb der Hausfrau oder der für Umzüge mit Recht so beliebte Reisekorb entstehen unter den geschickten Händen blinder Handwerker.

In einem weiteren Raume wird Unterricht in Schreibmaschine und Blindenstenographie erteilt. An anderer Stelle wird Unterricht im Klavierstimmen und in der Musik gegeben.

Wir betreten die Turnhalle. Hier bietet sich uns ein erstaunliches Bild: Hochtrolle oder Salto über acht Mann, freier Salto und dergleichen sind hier Sachen, die fast jedes Kind kann. Eine normale Schule könnte auf diese Leistungen stolz sein. Viele der Schüler haben das Reichsportabzeichen. Wir besuchen noch eine Schulklasse, dann empfängt uns das Schulorchester, das, kaum glaublich, ohne Noten die schwersten Stücke einübt.

Der Besuch hat uns alle nachdenklich gemacht, und wie ich nach Hause komme, ist mein erster Gang zum Waschtisch. Ja richtig, auf meiner Nagelbürste ist, bisher unbeachtet, das Zeichen mit den zwei tastenden Händen, die Marke der Blinden.

Friedrich Gessner

Meister für Metallblasinstrumente
Handlung und Reparaturwerkstatt
für alle übrigen Musikinstrumente

Breslau 1, Weidenstraße 20

gegenüber der Hauptfeuerwache

Tanzschule Frau Else Gebel

Anmeldung für mehrere beginnende
Kurse, auch für ältere Teilnehmer, und
Einzelstunden bald erbeten.

Breslau, An der Dorotheenkirche 3 (Hansfen)